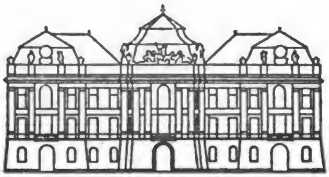
AUFSÄTZE ... AUS DEM GEBIETHE DER...

J ..... G ..... Faber

Digitized by Google

MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

43. Mm. 45.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

43. Alm. 45.

Aufsätze

nützlichen und angenehmen Inhalts

aus

dem Gebiethe

der

Natur- Menschen- und Völkerkunde.

Von

F. G. Faber.

Zweyter Band.

Grätz,

gedruckt und verlegt bey Joh. Andreas Kienreich.

1819.

Digitized by Google

KAISERLICHE KOENIGLICHE
WIEN
HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

1. Sonderbares Mittel den Hunger zu stillen 1
2. Ein besonders fetter Ochs 2
3. Der Jubel unter den Canarienvögeln 3
4. Heirathsgebräuche in Persien 7
5. Geschichte der Glocken 12
6. Religion der alten Deutschen 29
7. Muhamed 32
8. Geschichte des Schießpulvers 40
9. Eine merkwürdige Vision 43
10. Das Seegefecht 48
11. Ein merkwürdiges Beyspiel von den schädlichen Folgen des Aberglaubens 52
12. Der Harmattan 57
13. Todesstrafe bey den Mahratten 60
14. Die Diamantengruben von Brasilien
15. Geschichte der Schreibekunst
16. Ueber den Geschmack verschiedener Völker 70

Digitized by Google

Seite.

17. Der Bärenfang 72
18. Die Neger in Afrika 75
19. Das Baarrecht bey den alten Deutschen 131
20. Begriff, welchen sich die Negersclaven von den Weißen machen 134
21. Heirathsmethoden auf Sumatra 140
22. Ein Beyspiel von der ungemeinen Zuneigung des Hundes zu dem Menschen 144
23. Mütterliche Zärtlichkeit einer Spinne für ihre Brut 147
24. Die Casten oder Abtheilungen der Stände in Hindostan 148
25. Die Kopten 155
26. Die Handelsverträge der Araber 157
27. Island 158

Digitized by Google

1.

Sonderbares Mittel, den Hunger zu stillen.

Mancher Mensch ißt eine große Menge nichts weniger als nahrhafter Gegenstände, um nur seinen Magen anzufüllen, und nicht von den schmerzlichen Gefühlen des Hungers geplagt zu werden. Allein dieß thun nicht bloß einzelne Menschen, welche sich in der Jugend an eine große Gefräßigkeit gewöhnt haben, sondern auch ganze Nationen nehmen zu diesem Hülfsmittel ihre Zuflucht, so bald als Mangel an Nahrungsmitteln unter ihnen eintritt. Als Labillardierre auf seiner Reise nach dem Südmeere auf Neuschottland mit seinen Begleitern ans Land trat, naheten sich ihnen mehrere Eingeborne. Man gab den meißen Stücke Zwieback, um welche sie die Seefahrer bathen, indem sie die eine Hand nach ihnen ausstreckten, und mit der andern auf ihren flachen leeren Bauch zeigten. Allein einer davon hatte den Bauch voll, und aß in Labillardierres Gegenwart ein Stück sehr weiches Steatit von grünlicher Farbe, das ungefähr so groß als zwey Fäuste war. In der Folge fand man noch mehrere, welche diese Erde in großer Menge zu sich nahmen, die bloß dazu dient, das Gefühl des Hungers abzustumpfen, und den Magen zu füllen;

denn der Steatit kann sie nicht nähren, weil er keine nahrhafte Substanzen enthält; er ist ihnen aber doch zur Ausfüllung des Magens dienlich, weil sie oft lange hungern müssen, indem sie auf einem unfruchtbaren Boden wohnen. Den Steatit haben sie ohne Zweifel deßhalb gewählt, weil er leicht zerreiblich ist, und daher nicht lange im Magen und in den Eingeweiden bleibt. Vauquelin hat diese Erde chymisch untersucht, und gefunden, daß sie nicht allein nichts Nahrhaftes, sondern sogar schädliche Bestandtheile enthält.

Auch der Herr von Humboldt erzählt in einem Briefe an Fourcroy aus Cumana vom Jahre 1800, daß die Otomaguen bis 1½ Pfund von einer Art von Thonerde verzehren, wenn der Orinoco so angeschwollen ist, daß sie keine Schildkröten fangen können. Sie brennen diese Erde, befeuchten sie alsdann, und verzehren sie mit Appetit.

2.

Ein besonders fetter Ochs.

Im Commerzial-Magazin findet man folgendes Beyspiel von einem fetten Ochsen.

Herr Westcar zu Burg Hill bey Ailesbury in Buckinghamshire hatte bey der öffentlichen Ausstellung des gemästeten Viehes auf dem öffentlichen Markte zu Smithfield, in der Woche vor Weihnachten (im Jahre 1808), einen ihm gehörigen fetten Ochsen gestellt, wofür er von der Schmithfieldischen Societät den ersten Preis erhielt. Der Bau dieses Ochsen hatte das schönste Ebenmaß; er übertraf wahrscheinlich alle, die je auf einen Markt

Digitized by Google

gebracht worden waren; auch war er von echter Herfordshirer Race. Herr Westcar kaufte ihn mager, etwa fünf Jahre alt, nachdem er ungefähr drey Jahre zur Arbeit gebraucht worden war, auf dem Markte zu Herford zu Ende des Jahres 1798. Seit dieser Zeit stellte er ihn auf die Mast, und seit den letzten 12 Monathen hatte er ihn bloß mit Heu, Korn und Oehlkuchen gefüttert. Er wurde nebst zwey andern an Herrn Chapman zu Fleet-Market verkauft, und auf 140 Pfund Sterling geschätzt. Nach dem Schlachten wog allein der herausgenommene Talg 36 Stein (der Stein zu 8 Pfund), und der ganze Körper mit dem Talge zusammen, obgleich die Knochen sehr dünn waren, hatte das außerordentliche Gewicht von 280 Stein oder 2240 Pfunden. Seine 6 Vorderrippen hatten 22 Stein, die Hinterkeule 16 Stein, der Kopf 28 Pfund, die Zunge 14 Pfund, das Herz 9½ Pfund.

3.

Der Juwel unter den Canarienvögeln.

Als sich Pratt auf seiner Reise durch Westphalen und Holland zu Cleve in einem Wirthshause nebst vielen andern Personen aufhielt, trat ein Vogelsteller mit einem Canarienvogel herein, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger, und redete ihn folgender Maßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou, (so hieß der Canarienvogel) vor sehr vornehmen

und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest; du hast Lorbeeren eingesammelt; sorge dafür, daß sie nicht verwelken, kurz, betrage dich, wie es dem Bijou (Juwel) unter den Canarienvögeln — denn der bist du — geziemt."

Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhorchen, und nahm dabey eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegen bog, und als dieser zu reden aufhörte, zwey Mahl ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses.

„Gut! sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Canarienvogel abnahm; laß uns denn nun sehen, ob du ein Canarienvogel von Ehre bist. Nimm einmahl ein Liedchen an!" Der Vogel sang. — „Pfuj! das ist zu hart; das klingt ja, als wenn ein heiser Rabe krächzte! Etwas Rührendes!" — Der Vogel pfiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute umgewandelt wäre. — „Rascher, sagte der Mann — langsamer — so ists recht!" —

„Aber was zum Henker hast du mit deinem Füßchen und mit deinem Köpfchen vor? — Kein Wunder, daß du heraus kommst, Monsieur Bijou! wenn du den Takt zu schlagen vergißest. — Nun, das ist ein lieber Bijou! — Bravo, bravo, Männchen!"

Alles, was ihm geheissen, oder woran er erinnert wurde, that er mit bewundernswürdiger Pünctlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen

den Takt, und beyde drückten so wohl die Abwechselungen des Tons, als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der poetischen und musikalischen Composition. Bravo, bravo, hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder, in welchem sich auch Prager Musikanten befanden, welche schwuren, der Canarienvogel sey ein größerer Künstler, als irgend einer von ihrer Bande.

„Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob?" rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbiethigste.

Das nächste Kunststück, das der Canarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalme gemachten Flinte das Soldatenspiel spielte. „Du hast ein sauers Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou! sagte der Vogelsteller, als er fertig war, und mußt wohl etwas müde seyn, nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen! — Zeig einmahl den Damen, wie man einen Knicks macht!" — Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und sank und hob sich mit einer Ungezwungenheit und Grazie, welche die Hälfte unserer Assemblee-Schönen beschämt haben würde. — „Das ist mein liebes Männchen! und nun einen Bückling!" Er machte ihn mit der genauesten Uebereinstimmung von Kopf und Fuß.

„Nun laß uns mit einem Walzer schließen, mein Schatz! — getroffen! recht so! lustig!" Die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Genauigkeit, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beyfall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten

Digitized by Google

Bewunderung. Bijou selbst schien den heiligen Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und jubelte ein Jo Päan, in welchem man das Selbstbewußtseyn des Siegers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheissen habe, sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete, mach also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme.“ Der Canarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kraft an ihm versucht hätte: erst schloß er das eine Auge, und dann das andere; dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß verschiedene von der Gesellschaft ihre Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten, und gerade wann diese Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder, und sank dann eben so tief auf die andere Seite; endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er seine Kunststücke mache. Allein kaum hatte er diese angefangen, als eine ungeheuer große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Canarienvogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über seinen Verlust untröstlich, indem er mit ihm Jahre lang sein Brot verdient hatte.

Digitized by Google

4.

Heirathsgebräuche in Persien.

Die Mahomedanischen Perser beobachten in Ansehung des Heirathens folgende Gebräuche: wenn sich die Aeltern eines jungen Mannes entschlossen haben, ihm eine Frau zu geben, so sehen sie sich unter ihren Verwandten und Bekannten nach einer schicklichen Partie für ihn um. Machen sie eine solche ausfindig, so laden die Aeltern, bisweilen auch die Schwestern des jungen Mannes eine Gesellschaft von ihren Freundinnen ein; dann geht man nach der Wohnung der Person, die man sich ausgewählt hat. Hier beginnt man ein Gespräch, bringt das Anliegen vor, und hält um die Tochter an. Ist der Vater derselben mit dem Antrage zufrieden, so läßt er augenblicklich Zuckergebackenes hereinbringen; dieß sieht man als ein bestimmtes Zeichen seiner Einwilligung an, und die Gesellschaft nimmt Abschied. Einige Tage darauf kommen die Frauenzimmer aus der Familie des Mannes in dem Hause der bestimmten Braut zusammen. Nunmehr setzt man die Bedingungen fest, und von Seite des Bräutigams werden die gewöhnlichen Geschenke versprochen. Befindet er sich in mittelmäßigen Umständen, so bestehen dieselben gemeiniglich in zwey vollständigen kostbaren Anzügen, einem Ringe, einem Spiegel und einer kleinen Summe baren Geldes, die Mehr, d. h. Heirathsgut, heißt, welche ausdrücklich in der Absicht gegeben wird, um der Frau, im Falle einer Ehescheidung, Sicherheit zu geben. Auch sorgt man für

Teppiche, Matten, Betten, Lebensmittel u. s. w. Alsdann setzt man einen Heirathscontract auf, den der Kadi oder Richter, und in dessen Abwesenheit ein Molle oder Priester unterschreibt. Diese Schrift nennen die Perser Akad Bundier, d. h. den Bindungsvertrag. Dieser wird von den beyderseitigen Vätern, so wie von dem Kadi oder dem Molla unterzeichnet und besiegelt, und dann dem Vater der Braut übergeben, dem er im Falle einer Ehescheidung als Urkunde dient, um auf die Vollziehung des Heirathsvertrages zu dringen.

Nach dieser Ceremonie wird die Ehe als völlig geschlossen betrachtet. Man muß übrigens bemerken, daß man den Töchtern nicht wie bey uns Etwas mitgibt. Nun ist bloß noch die Hochzeitfeyerlichkeit übrig, die gewöhnlich den zweyten oder dritten Tag nach der Unterzeichnung des Heirathsvertrages auf folgende Art begangen wird: die Nacht vorher versammeln sich die Freunde und Verwandten der Braut in ihrem Hause, und haben Musik, Tänzereyen und andere Zeichen von Festlichkeiten bey sich. Diese Nacht nennt man Scheb Hennach Bundich, oder die Nacht, in der die Hände und Füße der Braut mit der im ganzen Morgenlande bekannten Hennach gefärbt werden. Ehe diese Ceremonie vor sich geht, schickt der Bräutigam eine beträchtliche Menge von dieser Pflanze nach der Wohnung seiner Braut. Diese wird vor dem Färben ins Bad geführt, und dann wieder in ihre Wohnung zurückgebracht. Hierauf färbt man ihre Hände und Füße, und bemahlt ihr zugleich die Augenbraunen und die Stirn mit Surma, einem

Digitized by Google

gepülverten Präparate von Spiesglas. Ist dieß geschehen, so schickt man die Ueberreste von der Pflanze dem Bräutigame wieder zu, an welchem alsdann seine Freunde eine gleiche Operation verrichten.

In der Hochzeitnacht endlich versammeln sich die Freunde und Freundinnen des jungen Paars in dem Hause der Braut, um sie ihrem künftigen Ehemanne zuzuführen. Sie sind von allen Arten Musik und Tänzerinnen begleitet; alle haben ihre besten Kleider an, und die Frauenzimmer sind mit einem rothseidenen Schleyer verhüllt. Die Geschenke, die der Bräutigam seiner Braut gemacht hat, werden sämmtlich in offene Kasten gelegt, auf denen rothe seidene Decken liegen, und die von Mannspersonen auf den Schultern getragen werden. Man wartet einige Zeit an der Thür; dann führt man die Braut herbey, die vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem Schleyer von rother Seide oder gemahltem Musselin bedeckt ist. Hierauf setzt sie sich auf ein Pferd, das ihr der Bräutigam geschickt hat. So bald sie darauf sitzt, hält ihr eines von den Brautmädchen den ganzen Weg über bis zur Wohnung des Bräutigams einen Spiegel vor, um sie gleichsam zu erinnern, sie sehe sich jetzt zum letzten Mahle als Jungfrau an. Nun bricht der Aufzug in folgender Ordnung auf: erst kommt die Musik nebst den Tänzerinnen; dann die Geschenke auf oben erwähnte Art; hierauf die Anverwandten und Freunde des Bräutigams, welche jauchzen und jubeln, und einen gewaltigen Lärm machen; nun folgt die Braut, die von allen ihren Freundinnen und Verwandtin-

nen umgeben ist, von denen eine das Pferd beym Zügel führt; und den Beschluß machen einige Personen zu Pferde.

Vor dem Hause des Bräutigams wird die Prozession an der Thür von dessen Aeltern erwartet, und dann die Treppe hinaufgeführt. Die Braut geht nun ins Zimmer, und der Bräutigam, der sich an dem obern Ende desselben befindet, macht eine tiefe Verbeugung. Gleich darauf nähert er sich der Braut und umarmt sie. Nun begeben sich beyde bald in ein besonderes Zimmer, und werden, wenn sie zur Gesellschaft zurückkehren, mit großen Freuden empfangen. Hierauf läßt sich alles zum Abendessen nieder; die Mannspersonen essen mit dem Bräutigam in einem besondern Zimmer, so wie die Frauen mit der Braut in einem andern; denn das Herkommen gestattet nicht, daß beyde Geschlechter bey dieser Gelegenheit zusammen essen. Die Belustigungen bey einer Hochzeit dauern gewöhnlich acht bis zehn Tage.

Ist der junge Mann nach der Verheirathung mit seiner Frau nicht zufrieden, so kann er sich wieder von ihr scheiden, da das Mahomedanische Gesetz jeden Mann berechtigt, seine Frau, so bald er will, zu verstoßen. In diesem Falle gibt er ihr alles, was er ihr vor der Heirath versprochen hat, und fordert den Vertrag von ihren Anverwandten zurück. Bekommt der Mann nachher wieder Zuneigung zu ihr, so kann er sie auch wieder heirathen, und dieß zwar drey Mahl hinter einander; nur muß er jedes Mahl den Vertrag wieder erneuern. Will aber jemand seine drey Mahl von ihm geschie-

eine Frau wieder heirathen, so muß sie erst 40 Tage lang mit einem andern Manne zu Bette gehen, und wieder von diesem geschieden werden, ehe sie ihr erster Mann wieder heirathen kann. Es ist aber ein seltener Fall, daß ein Mann seine geschiedene Frau wieder heirathet, weil er alsdann von seinen Nachbarn wenig geachtet wird.

Bisweilen schließen die Aeltern in Persien, wie in Indien, schon Ehen, wenn das für einander bestimmte Paar noch sehr jung ist. Die Heirath wird zwar erst mehrere Jahre darauf förmlich vollzogen, allein das verlobte Mädchen kann sich nicht ohne Einwilligung ihres Bräutigams wieder von demselben scheiden. Auf eben diese Art ist auch der Bräutigam gebunden. — Eine Witwe muß bis 4 Monathe nach dem Tode ihres Mannes warten, ehe sie sich wieder verheirathet.

Noch gibt es in Persien und in der Türkey einen Heirathsvertrag, nach welchem ein Mann sich auf eine gewisse Zeit mit einer Frau verbinden kann, wenn er sich zuvor gegen den Kadi verbindlich macht, der Frau, wenn er sie nach Verlauf dieser Zeit verläßt, einen Kabin, d. h. ein bestimmtes Leibgedinge, zu bezahlen. *) Solche Verbindungen werden vornehmlich auf Reisen häufig geschlossen, aber von den Orthodoxen unter den Muhamedanern für Unrecht gehalten.

*) Kabin heißt ursprünglich das Leibgeding, welches die Türkischen Bassen ihren Gemahlinnen aus dem Geschlechte des Kaisers für den Todesfall versichern müssen; gewöhnlich besteht es in 200000 Piastern.

Digitized by Google

5.

Geschichte der Glocken.

Vor der Erfindung der Läutglocken, von welchen hier vorzugsweise die Rede ist, machte man, um dem Volke ein Zeichen zu öffentlichen Versammlungen zu geben, ein lautes Geräusch mit aufgehängten dürren Bretern, die sich, vermittelst einer angebrachten Vorrichtung, selbst an einander schlugen, oder auf welche man mit einem großen Hammer pochte. Durch dieses Geräusch, oder auch durch den Schall blasender oder pfeifender Instrumente, und durch andere laut schallende Zeichen, lud man das Volk zum Gottesdienste ein.

Wahrscheinlich haben die schon früher bekannten Schellen, Cymbeln und Handklingeln zur Erfindung der Läutglocken Anlaß gegeben; denn der Gebrauch der Schellen und Cymbeln ist sehr alt. Schon die alten Aegypter und andere Völker bedienten sich derselben, vor Moses Zeiten, bey ihren Festen, welche sie den Göttern zu Ehren anstellten. Im alten Testamente findet man, daß Aaron kleine goldne Glöckchen an dem Saume des, auf die Füße herabhängenden, seidenen Oberrocks hängen hatte, welchen der hohe Priester alle Mahl am Versöhnungsfeste anzog. Zu König Davids Zeiten bediente man sich kupferner Schellen zur Musik beym Gottesdienste. Sie hatten verschiedene Größen und Klang. Nahe am Tempel zu Jerusalem gebrauchte man ein vom Könige Salomo erfundenes Geläute, in der Absicht, um die Schwalben aus der offenen Halle und aus dem Tempel zu verscheuchen, weil

Digitized by Google

ie nicht in die Halle nisten, oder den Tempel verunreinigen sollten.

In dem ersten, zweyten und dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung bedienten sich die Christen noch keiner Läutglocken zur Zusammenberufung ihrer Gemeinden zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung. Denn in diesen Zeiten lebten die, ohne dieß noch wenigen, Bekenner der christlichen Religion sehr zerstreut, und als sich ihre Anzahl vermehrte, durften sie es doch nicht wagen, ihren Gottesdienst öffentlich auszuüben, noch mit einem Geräusche anzuzeigen; sie mußten im Gegentheile die verborgensten Oerter zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen wählen, damit sie nicht den Verfolgungen ihrer heidnischen Zeitgenossen ausgesetzet werden möchten. Damahls hatte man gewisse dazu bestellte Leute, welche die wenigen oder doch zerstreut lebenden Christen ganz in der Stille zum Abendmahle oder zu andern gottesdienstlichen Zusammenkünften einluden. Man hieß solche Leute Gottesläufer. Sie wurden förmlich, aber in aller Stille, erwählt und zu ihren Obliegenheiten angewiesen. Erst im vierten Jahrhunderte unter dem Römischen Kaiser Constantin dem Großen, der sich öffentlich zur christlichen Religion bekannte, erhielten die Christen völlige Freyheit des Gottesdienstes, und durften denselben auch durch öffentliche Zeichen ankündigen. Läutglocken gab es jedoch zu dieser Zeit noch nicht, sondern man zeigte die Zeit der Zusammenkünfte durch das Schlagen auf hölzerne Tafeln, die deßwegen auch helliges Holz genannt wurden,

Digitized by Google

durch blasende Instrumente und durch andere laut schallende Zeichen an.

Es ist zwar die allgemeine Meinung gewesen, daß ein gewisser Bischof Paulinus zu Nola in Italien, der gegen das Jahr 400 christlicher Zeitrechnung lebte, der Erfinder der Läutglocken sey; allein viele Schriftsteller jener Zeiten, und selbst die eigenen Schriften dieses Paulinus, erwähnen der Läutglocken nicht. Cymbeln und Schellen werden zwar genannt, und Paulinus erwähnt ihrer selbst auch, aber nicht der Läutglocken. Weil man vielleicht Cymbeln mit Glocken verwechselt hat, mag man wohl den Paulinus für den Erfinder derselben angesehen haben; man darf aber gleichwohl ihre Erfindung und den Anfang ihres Gebrauchs unsern Zeiten etwas näher rücken.

Daß Italien das Vaterland der Läutglocken sey, ist wohl außer Zweifel; und weil man in der Italiänischen Landschaft Campanien, worin Nola die Hauptstadt war, größere Glocken wahrscheinlich zuerst gebrauchte, so mußten beyde Worte, Campana und Nola zur Benennung der Glocken in der lateinischen Sprache dienen. Die Deutsche Benennung Glocken kommt von dem veralteten Worte Klochen, Kloken, d. i. klopfen her. Die Benennung Campana oder auch Clocca kommt zuerst im sechsten Jahrhunderte vor. Das schöne und wohlfeile Kupfer in Campanien trug wohl auch viel zu der Erfindung der Glocken bey. Man fand ohnlängst bald, vielleicht, wie bey den meisten wichtigen Erfindungen, durch einen Zufall, daß eine verhältnißmäßige Mischung aus Kupfer und Zinn,

Digitized by Google

ihmlich fünf Theile reines Kupfer und ein Theil ines Zinn, die dauerhaftesten und wohlklingend- en Läutglocken geben; denn die Meinung ist ganz rundlos, daß silberne Glocken schöner tönen, als metallene. Aus dieser Metallmischung, aus welcher noch jetzt das so genannte Glockengut besteht, wur- den dann Glocken von verschiedener Größe und mancherley Arten verfertigt. Die Campanischen Glockengießereyen wurden bald so bekannt, daß die Stadt Nola ein ordentlicher Marktplatz für die Glocken genannt zu werden verdiente, und daß man alle Glocken, welche man an andern Orten gebrauchen wollte, von Nola verschreiben und hoh- len ließ, weil sie schön und wohlfeil waren. Das Campanische Erz, welches sodann campana hieß, wurde sogar auch nach andern Orten hin ausge- führt, und zum Glockenguße benutzt.

Nach und nach fing man an, den Gebrauch der Glocken bey mehreren Kirchen und Klöstern ein- zuführen, um damit das Zeichen zum Gottesdien- ste zu geben. Dieses war vorzüglich der Fall im sechsten und siebenten Jahrhunderte. Der Papst Sabinianus, welcher in den Jahren 604 und 605 Bischof zu Rom war, verordnete zuerst, daß die Sing- und Bethstunden durch das Glockenläuten angezeigt werden sollten. Weil dieser angeordneten Bethstunden täglich sieben waren, so wurde da- durch der Tag in eben so viele gleich große Zeiträu- me getheilt. Auf solche Art entstand der Gebrauch, die Zeit in gewisse gleich große Abschnitte zu thei- len. Nicht lange nach dieser Einführung wurde der Tag, wie noch jetzt, in zwey Mahl zwölf gleich-

Digitized by Google

artige Zeiträume oder Stunden abgetheilt, und durch so vielmahliges Anschlagen an die Glocken, als die Zahl der verflossenen Stunden besagte, angezeigt, weil man damahls noch keine Thurmuhren hatte. Der Gebrauch der Glocken ist also älter, als die Thurmuhren selbst; diese wurden nähmlich erst zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts bekannt, und das erste Glockenspiel ist zu Alost in Flandern im Jahre 1487 verfertiget worden.

Der Gebrauch der Klosterglocken zur Verkündigung des öffentlichen Gottesdienstes ist älter, als der Gebrauch der Thurmglocken. Es geschah meistens auf Befehl der Päpste, daß sich die Klöster derselben zu verschiedenen Zwecken bedienen mußten. So wurde von denselben im zwölften Jahrhunderte das Läuten bey der Weihe der Hostien, im dreyzehnten wurde das Glöckchen bey der Messe, im vierzehnten das Bethglöckchen verordnet. Letzteres mußte des Tages drey Mahl geläutet, und dabey das Ave Maria gebethet werden, woher es das Ave-Maria-Glöckchen hieß. Nicht selten wurden aber auch die Glocken mißbraucht. Dieß war z. B. der Fall, als Papst Gregor VIII. im Jahre 1230 eine Glocke während einer Bethstunde deßwegen läuten ließ, um an den Bann des Kaiser Friedrichs II. und an gewisse öffentliche Gebethe zu erinnern, die wider diesen Monarchen gerichtet waren.

In England wurden die Glocken schon im siebenten Jahrhunderte zur Ankündigung der Volksversammlungen gebraucht. Die Orientalische Kirche

in

in Griechenland bekamen die Glocken erst im neunten Jahrhundert von den Venetianern. Der Herzog Ursus zu Venedig hatte nähmlich, in seinem Seekriege gegen die Saracenen, an dem Griechischen Kaiser Michael einen getreuen Gehülfen gehabt, mit dessen Beystand er im Jahre 865 gegen diese siegte. Deßwegen schickte der Herzog von Venedig dem Griechischen Kaiser in demselben Jahre, zum Beweise seiner Erkenntlichkeit, zwölf große und schön klingende Glocken zum Geschenke, welche aber erst im Jahre 872 unter Basilius I., Michaels Nachfolger, zum ersten Mahle gebraucht wurden, nachdem derselbe sie in den Thurm der berühmten Sophienkirche zu Constantinopel hatte aufhängen lassen. So viel man bis jetzt weiß, sind dieses die ersten Glocken in Griechenland gewesen. Als Muhamed II. im Jahre 1453 Constantinopel eroberte, und das Orientalische Kaiserthum den Türken unterwarf, wurden die Glocken zerbrochen, und zu andern Kunstwerken umgeschmolzen. Noch bis jetzt dulden die Türken keine Glocken. Auch die, unter ihrer Bothmäßigkeit lebenden Griechen dürfen, seitdem jene Herren des Morgenlandes sind, keine gebrauchen, sondern sie sind genöthiget, durch das Schlagen auf Breter und durch andere Zeichen den Gottesdienst anzukündigen. Im ganzen Türkischen Reiche kennt man gegenwärtig nur zwey Glocken: eine auf dem Berge Athos in Macedonien in einem Kloster, und die andere auf der Insel Pathmos im Aegäischen Meere, weil die Türken von beyden Orten entfernt wohnen, und das Geläute nicht hören können. Um die Moscheen der Türken stehen meistens

sechs Thürme, Minaretten genannt, deren einer immer höher ist, als der andere. Darin befinden sich die Diener der Moscheen, welche, statt der Glocken, die Leute täglich fünf Mahl durch ein gräßliches Geschrey zum Gebethe rufen oder aufmuntern. Das Vordringen der Türken in Europa war indessen dem Gebrauche der Glocken, besonders auch in Deutschland, beförderlich. Die Furcht vor den Türken war nähmlich überall so groß, daß man in öffentlichen Kirchengebethen, die sich in manchen Orten bis in die neuesten Zeiten erhalten haben, um den göttlichen Schutz gegen sie flehte. Um nun jedermann an dieses Gebeth zu erinnern, wurde täglich mehrmahl eine Glocke geläutet, oder auch nur angeschlagen. Manche bekam daher vorzugsweise den Nahmen Türkenglocke.

Der ausgebreitete Gebrauch der Läutglocken ist seit ihrer Erfindung mannigfaltig, mit unter aber doch auch zwecklos gewesen, und manches Mahl artete er in einen wahren Mißbrauch aus. Ein jeder besonderer Zweck machte in ältern Zeiten fast jedes Mahl auch eine besondere Glocke nothwendig, und darnach wurde sie auch benennet. Es ist zwar auch in unsern Zeiten, besonders bey Katholiken, noch der Fall, daß man zu einem besondern Zwecke auch eine eigene Glocke braucht; allein, man bedienet sich derselben doch auch noch bey andern Fällen zu einen Nebengebrauche. So hat man z. B. die Läutglocken auch als Uhrglocken zu gebrauchen angefangen.

Ob nun gleich der Gebrauch der Läutglocken bey gewissen Fällen und Ereignissen, sie mögen freudig oder traurig seyn, wenn gleich eine allge-

meine Theilnahme damit bewirket werden will, öfters ganz zwecklos und über dieß den Glocken und Glockenstühlen schädlich ist: so gibt es doch im menschlichen und bürgerlichen Leben noch manche Vorfälle, wo vielleicht das Läuten der Glocken weit natürlicher und nützlicher wäre. In religiöser Hinsicht hat man sich ihrer seit ihrer Erfindung am allermeisten bedienet, und sie sind, zumahl für das christliche Leben, ein wirklich nothwendiges Bedürfniß geworden. Ihr allgemeiner Gebrauch bey Kirchen und Klöstern ist bekannt genug. Daher kommen die Benennungen: Kirchen-, Kloster-, Beth-, Abendmahl-, Tauf-, Meß-, Metten-, Brautmeßglocken, und dergleichen. Es gibt aber auch, außer dem kirchlichen Gebrauche, noch verschiedene andere, so wohl traurige als freudige Begebenheiten, welches man durch das Glockengeläute recht theilnehmend auszudrücken glaubt. Dieß geschieht bey Sieges- oder Friedensfesten, und an andern allgemein freudigen Tagen, ferner um einen vornehmen oder verdienstvollen Mann, den Landesregenten oder vornehme Gesandte zu bewillkommen, bezeigt man seine Freude durch das Läuten aller Glocken, und glaubt damit dem Ankommenden eine besondere Ehre zu erweisen. Daher werden manche Glocken auch Ehren- oder Freudenglocken genannt. Im Gegentheile sucht man durch ein lange anhaltendes Läuten auch seine Betrübniß und seine Theilnahme an traurigen Ereignissen zu erkennen zu geben. Bey Todesfällen vornehmer, verdienter — wohl auch unverdienter — Personen wird geläutet, und zwar je angesehe-

ner der Verstorbene war, desto anhaltenden wird mit dem Geläute einiger oder auch aller Glocken fortgefahren. In manchen Provinzen wird, wenn jemand mit dem Tode ringet, das Zügenglöckchen geläutet, und bey Begräbnissen läßt sich die Todtenglocke hören.

Das Läuten der Glocken hat aber auch häufig einen politischen Zweck. Bey Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen und andern sich weit verbreitenden Unglücksfällen sucht man durch ein geschwindes, anhaltendes und gleichsam ängstliches Stürmen oder Läuten, welches sich nach der Größe der Gefahr richtet, mitleidsvolle Menschen zur Hülfe herbeyzurufen. In dieser Hinsicht werden sie Sturm-, Feuer- oder Wetterglocken genannt. Ein anderer, oft schrecklicher, politischer Gebrauch der Läutglocken ist, wenn man einen plötzlichen Zusammenlauf der Menschen bewirken will. Solches geschieht durch die Sturm- oder Lärmglocke. Das Läuten der Glocken geschieht auch dann in politischer Hinsicht, wenn man Menschen zu gewissen bürgerlichen Zwecken zusammen berufen will, um gemeinschaftliche Geschäfte zu verrichten, bey Huldigungsfeyerlichkeiten, oder wenn man Gemeindeberathschlagungen halten will; um den Kindern und Schülern das Beginnen des Unterrichtes anzuzeigen; um den Arbeitern und dem Gesinde den Anfang oder den Feyerabend ihrer Arbeit zu verkündigen, zu Jahrmarktszeiten den Anfang des freyen Handelsverkehrs anzudeuten, wo sich die Meß- oder Marktglocke hören läßt, oder auch, wie es auf großen Landgütern der Fall ist, das Ge-

sinde und die Kostgänger zur Mahlzeit herbeyzurufen, in welchem letztern Falle die Haus- oder Tischglocke geläutet wird. Man erinnert sogar durch das Läuten der Rathhausglocken die Bewohner eines Ortes an die Entrichtung der fälligen Steuern und Abgaben. Auch gibt es Dörfer, in welchen man durch das Glockengeläute die gebethenen Gäste zur Hochzeit herbeyruft, und zugleich an die Hochzeitgeschenke mahnet. Selbst das Läuten zu gewissen Stunden, das Morgen-, Abend- und Mittagläuten hat meistens einen politischen Zweck. Daher kommen nun die Benennungen: Schul-, Bürger-, Gemeinde-, Bauern-, Morgen-, Mittag-, Eilf-, Zwölf-, Drey-, Vesper- und Thorglocke, beym Läuten der letztern werden die Stadtthore geöffnet oder geschlossen. Zu Reutlingen in Schwaben wird des Nachts um 10 Uhr eine Glocke geläutet, welche auf dem Thurme am höchsten hängt, damit Personen, die sich verirrt haben könnten, wissen möchten, woran sie sind. Bey uns wird gewöhnlich vom Herbste bis zum Frühjahre um 10 Uhr Nachts, und vom Frühjahre bis zum Herbste um 11 Uhr eine Glocke geläutet, um die späten Zecher aus den Wein- oder Bierhäusern nach Hause zu weisen; und diese Glocke nennt man die Lumpenglocke. Ehemahls gab es Schandglocken, welche dazu bestimmt waren, um entweder große Landesverbrecher aus dem Lande zu verweisen, oder ans Hochgericht zu liefern, aus welchem Grunde sie bisweilen mit dem Nahmen der Armensünderglocken beleget werden. Auch geschieht das Läuten einer so ge-

Digitized by Google

nannten Schandglocke in manchen Ländern, wenn jemand durch Betrug in Gant gerathen ist. Im zwölften Jahrhunderte hielt der König Magnus von Norwegen öffentliche Trinkstuben- und Gildehäuser, zu deren Versammlungen auch mit Glocken geläutet werden mußte. Doch, wann würde ich fertig werden, wenn ich alle Fälle, wo Glocken geläutet werden, nennen sollte!

Endlich hat man die Glocken auch in physikalischer Hinsicht gebrauchen wollen. Dieses war unter andern bey dem Läuten der Fall, welches in der Absicht geschah, schwere Gewitter zu vertreiben. Die abergläubige, zwecklose, oft schädliche Gewohnheit hat sich hier und da bis jetzt noch erhalten, obgleich schon mancher Küster bey diesem Läuten sein Leben einbüßte. Durch das Läuten bey Gewittern soll im Gegentheile die electrische Materie mehr zum Thurme herbey gezogen werden, was wahrscheinlich durch den starken Luftzug bewirkt wird, der durch die Bewegung der Glocken auf dem Thurme entsteht. Es sollte daher nicht einmahl erlaubt seyn, die Glocken in gottesdienstlicher Hinsicht zu läuten, wenn ein Gewitter senkrecht über dem Thurme oder ganz nahe dabey steht, in dessen Kirche eben Gottesdienst gehalten werden soll. Ein ähnlicher Mißbrauch war ehemahls der, wenn man durch den Glockenschall die Pest vertreiben wollte, weil man sich dabey die Gegenwart böser Geister vorstellte, die den Laut einer, zumahl geweihten, Glocke nicht vertragen konnten. Auf ähnliche Art mißbrauchte man die Glocken auch, um Gespenster zu vertreiben.

Digitized by Google

Die Anzahl der Läutglocken zum Gebrauche ist nie gleich gewesen. Zu einem vollkommenen harmonischen Geläute sind nicht mehr als drey accordtönige Glocken nöthig. Drey Glocken können jedes Mahl accordmäßig zusammen geläutet werden, wenn sie nicht gar zu klein sind; bey mehreren ist dieß nicht wohl möglich. Drey harmonische Glocken von der größten Gattung können, die größte 90, die zweyte 48, die dritte 25 Zentner, von einer kleinern Sorte 50, 24 und 14, und noch kleiner 29, 14 und 9 Zentner wiegen. Daß sie im Thurme hoch genug hängen, und die Schallöcher weit genug seyn, auch mit verhältnißmäßig gleicher Geschwindigkeit und Kraft gezogen werden müssen, versteht sich von selbst.

Bey dem nützlichen und ausgebreiteten Gebrauche, den die Glocken durch ihr Läuten und Stundenschlagen gewähren, konnte es nicht anders seyn, als daß man in den finstern Zeiten auch manchen Aberglauben mit ihnen trieb. Man fing sogar an, die Glocken durch eine Weihe oder Taufe zu heiligen. Diese Gewohnheit war schon zu den Zeiten des Papstes Johannes XIV. im Gebrauche, welcher im Jahre 986 eine neu gegossene Glocke weihte und taufte, und ihr seinen Nahmen Johannes beylegte. Noch im Junius 1786 hat Papst Pius VI. die neue große Glocke der Peterskirche feyerlich getauft.

Die Ceremonien bey der Glockenweihe sind folgende: nachdem viele brennende Lichter um die zu taufende Glocke gesetzt worden sind, geht der Bischof — wiewohl auch jeder Priester diese

Taufe verrichten kann — um dieselbe herum, sagt einige Psalmen her, und wäscht die Glocke mit einer Mischung aus Salz und Wasser, im Nahmen des dreyeinigen Gottes. Nächst diesem salbt er sie mit heiligem Oehle, und macht auf ihr vier Zeichen des Kreuzes. Dann bittet er Gott in einem lauten Gebethe, daß er, so oft die Glocke anschlagen würde, Glaube und Liebe in den Herzen der Menschen vermehren, die listigen Nachstellungen des Satans vereiteln, und Hagel, Donner, Stürme und jedes Ungewitter abwenden möchte. Dabey knien alle Anwesenden nieder. Dann fragt er nach dem Nahmen der Glocke, wischt das kaum mit Oehl überzogene Kreuz wieder ab, mahlt alsdann sieben andere, bethet wieder einige Psalmen, und beräuchert sie unter Einsegnungen. Zuletzt zieht er ihr ein neues weißes Hemd an, und läßt sie auf den Thurm ziehen. Nun wird die getaufte Glocke so wohl als der Täufer reichlich beschenket; ein Gastmahl folgt hierauf, bey welchem über die Wiedergeburt der Glocke Freude herrscht.

Bey dieser Taufe erhält die Glocke einen weiblichen oder männlichen Nahmen. Gewöhnlich gibt man ihr den Nahmen eines Heiligen, damit derselbe bey ihrem Läuten geschäftig sey, und die Gewitter vertreibe. Auch wird zu einer solchen Taufhandlung eine große Menge wohlhabender Gevattern, oft zwey bis drey hundert, gebethen und weil nicht alle die Glocke berühren können, so fassen sie bloß ein Seil an, welches um die Glocke geschlungen ist. Sie beantworten dann dem Bischofe dieselben Fragen, wie bey der Taufe eines Kindes, und nennen

den Nahmen der Glocke mehrere Mahl. Zuletzt wird der metallene Pathe, wie schon gesagt, reichlich beschenkt.

Man wählte sonst für eine Glocke, wenn sie getauft wurde, wohl auch Einen oder mehrere Schutzpatronen, und empfahl diesem die Glocke. Darauf beziehen sich verschiedene Aufschriften, welche man auf Läutglocken noch häufig vorfindet. Man pflegt auch solche Glockenpatronen in ihrem angemessenen Aufzuge an der Glocke in erhabener Arbeit abzubilden. Am meisten widerfuhr diese Ehre den Apostel Petrus und Paulus.

Kaum war die Erfindung der Glocken einige Jahrhundert alt, als man anfing, mit derjenigen Größe, welche für ihren Gebrauch am schicklichsten gewesen wäre, nicht zufrieden zu seyn, sondern man fiel, wie bey den meisten nützlichen Dingen, auch bey den Glocken ins Uebertriebene und Ungeheure. Schon im vierzehnten Jahrhunderte verfertigte man Glocken von außerordentlicher Größe, die sich zum Theile bis jetzt erhalten haben. Späterhin legte man sogar einen Werth darauf, mehr als Eine solche erschrecklich große Glocke auf einem Thurme zu besitzen, obwohl ihre überspannte Größe hinderlich wird, wenn sie gehörig geläutet werden sollen.

Einige von diesen sehr großen Glocken, welche zum Theile erst in den neuern Zeiten gegossen worden sind, und für Seltenheiten in ihrer Art angesehen werden, sind aus folgender näherer Beschreibung zu erkennen.

In Deutschland rechnet man die Wienerglocke, welche auf dem hohen Stephansthurme

hängt, und ohne den Klöppel 354 Zentner wiegt, für die größte. Sie mißt 10 Fuß in der Höhe, und am Bort — am untern Ende — 12 Fuß im Durchmesser. Der Klöppel, welcher 11½ Fuß lang ist, wiegt 13 Zentner und 28 Pfund; der hölzerne Helm 63, und das Eisenwerk, womit die Glocke an diesem Wolf befestiget ist, 84 Zentner. Also beträgt die ganze Last der Glocke, woran 12 Männer abwechslungsweise zu ziehen haben, wenn sie geläutet werden soll, 514 Zentner. Kaiser Joseph I. ließ sie im Jahre 1711 von dem Stückgießer Auhamet aus allerley von den Türken eroberten Kanonen gießen. Ihr Klang ist äußerst dumpf und summend. Wegen ihres niedern Standortes — wegen ihrer Größe konnte sie nicht höher gestellet werden — wird sie nicht sehr weit vernehmlich gehöret. Nach dem Gebrauche wird sie von einem hölzernen Gerüste unterstellt, damit die Hängezapfen nicht gebogen werden.

Nach dieser folgt die Glocke auf der königlichen Schloß- und Domkirche zu Berlin.

Die dritte Glocke nach der Größe ist in Deutschland die auf der Domkirche zu Erfurt. Sie ist 276 Zentner schwer, hat 15 Ellen im Umfange und 5 im Durchmesser. Der Klöppel soll 11 Zentner wiegen. Sie ist von Johann Campen im Jahre 1497 gegossen, und von D. Johann von Lappen getauft worden, wo sie den Nahmen Maria gloriosa erhielt. Sie wird von 16 Personen, vermittelst eines großen Rades, das anstatt des Schwengels dient, gezogen und in Bewegung gesetzt; zwey Personen aber regieren den Klöppel.

Nach der Erfurter Glocke folgt in Deutschland die Breslauer, auf der Elisabethenkirche, welche 224 Zentner wiegt, und am Bort 14 Ellen im Umfange hat. Sie ist im Jahre 1508 gegossen worden.

Eine der größten Uhrglocken in Deutschland besitzt wahrscheinlich Dresden, seit dem 23. December 1789, auf dem Thurme der neuen Kreuzkirche. Sie soll gegen 100 Zentner wiegen. Ihr Klang ist so stark, daß man ihn bey heiterm Wetter mehrere Stunden weit hört.

Auch außerhalb Deutschland findet man viele, ähnlich große Glocken, die auch um deßwillen berühmt sind. Vorzüglich hat Rußland nicht allein einen Schatz von vielen, sondern auch von sehr großen Glocken, und dieses rührt von der Vorliebe der Russen zu den Glocken her. In ihren Kirchen macht das Läuten und Stimmen der Glocken ein Stück der Kirchenfeyerlichkeiten aus. Instrumentalmusik, wohin auch die Orgelmusik gehört, wird in Russischen Kirchen während des Gottesdienstes nicht verstattet.

Moskau besaß ehedem gewiß die größte Glocke der Welt. Sie hing auf dem Iwan-Welike-Thurm, verunglückte aber den 30. Junius 1701 in einem großen Brande. Der Russische Czar Alexius Michaelowitsch hatte sie im Jahre 1653 von einem Russischen Glockengießer gießen lassen. Nach der Versicherung mehrerer Nachrichten soll sie gegen 60 Fuß im Umfange gemessen haben, 20 Fuß hoch, und dritthalb Fuß am Anschlage dick gewesen seyn. Sie soll 4400 Zentner, und der Klöppel allein 100 Zentner gewogen haben. In demselben Thurme zu Mos-

kau sollen vormahls 37 Glocken auf vier Absätzen, jede in einem besondern Fenster, gehangen haben. Ihr vereinigtes Läuten aber soll fürchterlich und schauervoll gewesen seyn. Das Läuten jener großen Glocke aber ist ohne Bewegung, nur durch ein bloßes Anschlagen des Klöppels bewirket werden.

Man behauptet, daß die 700 Kirchen in Moskau gegen 1700 Glocken besitzen, worunter die schwerste 356 Zentner, also nur etwas Weniges mehr, als die große Wienerglocke, wiegt. In Petersburg befindet sich eine ungeheure Glocke, welche ein Glockengießer, der sie gesehen hat, gegen 700 Zentner schwer schätzt.

Frankreich besaß ehemahls auch viele große Glocken, deren aber manche in dem Revolutionskriege als Kanone gedienet haben mag. Zu Rouen in der Normandie hing eine 360 Zentner schwere Glocke. Der Schall der großen Glocke auf der erzbischöflichen Kirche zu Paris wurde bey stillem Wetter drey Deutsche Meilen weit gehört, und kaum 24 Männer waren im Stande, sie zu bewegen. Eine Läutglocke zu Toulouse wog 500 Zentner. Die größte Straßburger Glocke war 205 Zentner schwer.

In der Schweiz befindet sich die größte Glocke zu Bern, auf dem Thurme der Hauptkirche zu St. Vincenz. Sie wiegt 240, und der Klöppel $7\frac{1}{2}$ Zentner. Fast eben so schwer ist die auf dem Münster der Stadt Schafhausen, welche 29 Fuß im Umfange hat, und 1648 gegossen worden ist.

In Italien bewundert man die Glocken zu Mailand, Parma und Loretto wegen ihrer

Größe und Schwere. Die zu Mailand auf der Domkirche wiegt gegen 300 Zentner. Rom besitzt seit 1786 eine 280 Zentner schwere Glocke. Sie hat am Bort 11 Spannen im Durchmesser, und 14 Spannen in der Höhe; dieses Verhältniß aber ist äußerst unschicklich. Es kann daher nicht anders seyn, wie es denn auch wirklich der Fall ist, daß diese sackförmige Glocke, die übrigens sehr schön aussehen soll, den großen Fehler hat, daß sie keinen ordentlichen Ton von sich gibt, woran aber mehr noch ihr fehlerhafter Guß, als die üble Lage, in der sie hängt, Schuld seyn soll. Sie soll ein prächtiges Gehänge und viele Verzierungen haben.

In der Stadt Peking und Nanking in China findet man noch jetzt weit schwerere Glocken, als alle die in Europa; ein Gleiches ist auch im Königreiche Pegu der Fall; die Chinesischen Glocken haben aber keinen so weiten Rand, als die Europäischen, sind auch oben nicht spitzig, und haben nur hölzerne Klöppel. Es pflegen auch die Chinesen ihre Glocken oben zu durchbohren, um, wie sie sich einbilden, den Schall zu verstärken.

6.

Religion der alten Deutschen.

Die Religion der alten Deutschen war weit einfacher und natürlicher, als die Religion der Griechen und Römer. Sie verehrten ein allgemeines unsichtbares Wesen, das bey ihnen Odin oder Woban hieß, und den ältesten aller Götter, wie auch einen allgemeinen Vater bezeichnete. Dieser hat,

nach dem Zeugnisse der Edda, (so hieß ihr Religionsbuch) Himmel, Luft und Erde, und alles, was darin ist, erschaffen. Besonders hat er dem Menschen eine unsterbliche Seele gegeben. Er lebt in alle Ewigkeit, und beherrschet sein Reich und alle Dinge vom größten bis zum kleinsten, vom höchsten bis zum niedrigsten.

Ihre Hauptverehrung der Gottheit bestand in blutenden, selbst in Menschenopfern, und die Belohnung für Muth, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit war Hoffnung einer zukünftigen Wohnung nach diesem Leben in Walhalla, einem Kriegshimmel, wo sie, wenigstens in spätern Zeiten, sich versprachen, als vergötterte Helden, Bier aus großen Hörnern und den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde, in Gesellschaft vergötterter Helden und schöner Jungfrauen, zu trinken, und täglich das Vergnügen zu haben, sich zu bewaffnen, mit einander zu kämpfen, einander in Stücken zu hauen, dem ungeachtet aber bey heran nahender Essenszeit sämmtlich gesund und frisch in Odins Halle zurückzukehren und sich zur Tafel zu setzen. Dieser Glaube hatte auch auf die Begräbnisse einen Einfluß. Man gab dem Todten nicht nur seine Waffen mit, sondern verbrannte auch sein Pferd, seine Hunde und zuweilen selbst seine Knechte mit ihm, damit er sie in der andern Welt gleich wieder finden möchte. Niemand wurde, ihrer Meinung nach, von Odin in seine Halle aufgenommen, der nicht mit den Waffen in der Hand oder sonst eines gewaltsamen Todes gestorben wäre.

Nach den Begriffen, welche man von diesem höchsten Wesen hatte, glaubte man nicht, daß es sich

durch ein Bild vorstellen oder in einem Tempel einsperren ließe. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag der Grund dieses Glaubens darin, daß eine allgemeine Nationalgottheit, durch Bild und Tempel, nicht erd- und nagelfest seyn könnte, ohne einer Provinz oder einer Gegend vor der andern einen Vorzug zu geben. Statt der Tempel hatte man geheiligte Haine, in denen die Heiligthümer und Kriegeszeichen aufbehalten und die Opfer verrichtet wurden. Niemand unterstand sich, einen Baum in diesen Hainen zu fällen, weil die Gottheit einen solchen Frevel, der allgemeinen Meinung nach, auf der Stelle bestraft haben würde.

Dieß hinderte jedoch die Deutschen nicht, noch besondere Schutz- oder Hausgötter zu haben, von denen sie sich sämmtliche Vorstellungen machten. Im Heerlager war ein bewegliches Götterbild, wie das Bild der Isis, bey den Sueven, möglich und vielleicht nöthig, um unter dem Schutze desselben einer versammelten unabhängigen Menge kräftiger zu gebiethen, und den Priester sichtbar zu unterstützen. So konnte auch der besondere Gott einer Haushaltung, einer Innung oder einer Mark gar wohl sein Bild und seinen Tempel an einem verabredeten öffentlichen Orte haben. Der Hausgott, er mochte nun aus einer seltenen Wurzel, oder aus einem andern Dinge, vor dem sich die Einbildung beugen wollte, bestehen, war dem Hausvater unentbehrlich, um seine Person gegen ein zahlreiches Gesinde nothdürftig zu heiligen, und sich gleichsam eine Freystätte in seinem eigenen Hause zu geben. In der Mark waren Grenzgötter, wie jetzt Kreuze,

Digitized by Google

gegen den Eingriff der Nachbarn von gutem Nutzen, weil deren Verletzung so fort den Gottesfrieden stören, und den Priester zu dessen Handhabung erwecken mußte. Allein alle diese symbolischen Bilder waren nur heilig, und wurden nicht als eigentliche Gottheiten verehrt. Selbst das Lagerbild konnte darauf keinen Anspruch machen, ob man gleich auf seinen Beystand zählte; sondern die Seelen der in der Schlacht gebliebenen wurden geradezu dem Wodan empfohlen.

7.
Muhamed.

Zu Anfange des siebenten Jahrhunderts erschien der Mann, dem das Zusammentreffen günstiger Zufälle vielleicht gegen seine eigene Erwartung, einen Schwung gab, worüber die ganze Welt erstaunte. Aus dem Stamme Koreisch, dem edelsten in Arabien, dem Bewahrer der reinsten Mundart und des alten Nationalheiligthums, der Kaaba,*) war Muhamed, der Haschemite, entspro-

*) Kaaba hieß der Tempel der Araber zu Mecca, über welchen der Stamm Koreisch, durch List oder Gewalt, die Schirmvogtey erhielt, und der priesterliche Dienst kam durch vier Glieder in gerader Linie auf Muhameds Großvater. Jeder Stamm fand oder errichtete in der Kaaba seinen häuslichen Gottesdienst. Der Tempel war mit 360 Götzen von Menschen, Adlern, Löwen und Antilopen angefüllt, und die Opferaltäre wurden zuweilen selbst durch Menschenblut befleckt.

Digitized by Google

prossen. In seiner frühen Jugend verlor er seinen Vater Abdallah, den schönsten Mann in Arabien, seine von allen Jungfrauen Arabiens beneidete Mutter Aminah, und seinen Großvater Motalleb, Fürsten zu Mecca, dem es nur zwey Jahre vergönnet war, Vaterstelle an Muhamed zu vertreten. Die schlechte Denkungsart seiner zahlreichen Oheime verminderte sein Erbtheil bis auf fünf Kamehle und eine Aethiopische Sclavinn. Abu Taleb, Fürst von Mecca, der einzige seiner Oheime, der sich seiner verlassenen Jugend annahm, und ihn in der Folge ausstattete, vollendete seine Erziehung.

Eine natürliche Anlage zum Schwärmen, vielleicht auch seine Bestimmung zum Beschützer Kaaba, leitete ihn schon als Jüngling zu Speculationen über die Religion, worin er volle 15 Jahre zubrachte. Handelsgeschäfte, denen er sich widmete, und seine Verheirathung mit der vierzigjährigen Kadidschah, einer reichen Kaufmannswittwe, die seine Diensttreue durch ihre Hand belohnte, und vielleicht nicht weniger durch seine Schönheit und seinen männlichen Anstand gerührt war, scheinen seiner Lieblingsbeschäftigung nur wenige Zeit entzogen zu haben. Vielmehr gaben ihm seine Reisen nach Syrien auf die beyden Messen von Bassora und Damaskus Gelegenheit, zwischen seiner vaterländischen und andern Religionen Vergleichungen anzustellen. Der Araber roher Götzendienst in der Kaaba, dem Arabischen Pantheon, die erdrückende Last ihrer abergläubigen Gebräuche und ihre von Menschenblut rauchenden Altäre, mußten ihm eben so wohl, als der Heiligen- und Reliquiendienst, und

die Dreyeinigkeitslehre der Christen mißfallen. So wurde er zufälliger Weise aus einem Grübler über die eingeführten Religionen der Erfinder einer eigenen, die sich zwar ganz auf die drey alten Religionen gründete, sich aber von allem dem absonderte, was Muhamed in jenen als ungereimt gefunden zu haben glaubte.

Dem ersten Entwurfe nach sollte seine neue Religion eine bloße Wiederherstellung der Religion Abrahams und Ismaels in der Reinigkeit seyn, die er bey den Heiden, Juden und Christen vermißte. Wie Lykurg aus der Delphischen Höhle und Numa aus der Höhle der Egeria ihre Eingebungen hohlten, so hohlte Muhamed die seinigen aus der Höhle des Berges Hara bey Mecca, wo ihn, seinem Vorgeben nach der Engel Gabriel zum göttlichen Gesandten ausrüstete. Im vierzigsten Jahre trat er zuerst als Prophet seines Hauses auf, und seine ersten Jünger, die an seine Träume und Gesichte glaubten, waren sein betagtes Weib Kadidscha, sein Sclave Said, und sein zehnjähriger Vetter Ali, Abu Talebs Sohn. Drey volle Jahre hatten dem Islam, so nannte er seine Religion, kaum sechs Anhänger verschafft. Im vierten Jahre that er bey einem Gastmahle, das er den Haschemiten, seinen nächsten Anverwandten gab, diesen seine göttliche Sendung kund; allein sie verlachten ihn, nur Ali blieb treu, und ward sein Vezir.

Dem ungeachtet trat er jetzt öffentlich als Prediger des Islam auf. Allmählich vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger durch den Beytritt des

Abdallah, eines angesehenen Mannes, der nunmehr eine Hauptstütze des Islam ward, und dem zu Liebe Osmann und mehrere angesehene Männer aus verschiedenen Familien des Stammes Koreisch, Muhamed beytraten. Seine vorsichtige Entschlossenheit, und Abutalebs Ansehen, der immer sein Beschützer gegen die Haschemiten blieb, ob er gleich seiner Lehre selbst nicht beytrat, rettete ihn öfters aus mancherley Gefahren, die ihm seine nächsten Anverwandten, die Aeltesten von Mecca bereiteten. Allein Abutalebs Tod stellte den Propheten der Macht seiner zahlreichen Feinde bloß, die sich schon vorher verbunden hatten, allem Verkehr mit Haschems Kindern zu entsagen, und sie mit unversöhnlicher Feindschaft so lange zu verfolgen, bis sie Muhameds Person der Gerechtigkeit überliefert hätten. Der neue Fürst von Mecca entschied Muhameds Schicksal. Jeder Stamm sollte ihm ein Schwert ins Herz stoßen, um seines Blutes Schuld zu theilen, und der Haschemiten Rache zu vereiteln. Allein der schlaue Muhamed ahnete die Gefahr, und entging ihr durch eine schlaue Flucht, von welcher man die merkwürdige Zeitrechnung der Hedschrah einführte. Drey Tage verbarg er sich in der Höhle Thor, in der Nähe von Mecca, indeß die Koreischiten sorgfältig jeden Schlupfwinkel in der Nachbarschaft durchsuchten.

Kaum hatte die Verfolgung in etwas nachgelassen, so kroch der Prophet aus seiner Höhle hervor, und ging in aller Stille nach Medina. Die Bürger dieser Stadt, natürliche Feinde derer von Mecca, traten auf seine Seite, und mehrere

derselben, worunter sich auch einige Weiber befanden, verpflichteten sich endlich zum Islam. Seine Schwärmerey stieg mit seinem Glücke. Er wurde durch den Engel Gabriel, seinen Stallmeister, bis in den siebenten Himmel entzückt, wo er am Throne Gottes die Worte geschrieben fand: es ist kein anderer Gott, als Gott und Muhamed und sein Prophet. Diese Träumereyen einer nächtlichen Reise bezeugten seine Freunde als eine Thatsache, und seine Feinde erklärten sie — für Beweise des Wahnsinnes. Rüstig predigte indeß Muhamed zu Medina fort, unter der Zeit wuchs die Partey seiner Gläubigen auf 1500 bewaffnete Männer an, die im sechsten Jahre der Hedschrah ihren Huldigungseid auf dem Schlachtfelde erneuerten. Ein glücklicher Parteygänger an der Spitze dieser entschlossenen Leute, kündigte der Prophet allen den Krieg an, die seine höhere Sendung bezweifelten. Anfangs übte er seine Horde bloß in Anfällen auf die Karavanen nach Arabischem Gebrauche, und suchte vornehmlich ihren Enthusiasmus zu entflammen. Das Schwert, sagte er, ist der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle; Ein Tropfen Bluts in Gottes Sache vergossen, Eine Nacht in Waffen zugebracht, ist mehr werth, als zwey Monathe Fasten und Beten. Wer im Treffen fällt, dessen Sünden sind vergeben, am Tage des Gerichts werden seine Wunden glänzen, wie Leuchtkäfer, und riechen wie Moschus, und

Gliederverlust werden der Engel- und Cherubim-Fittige ersetzen.

Eine reiche Karavane von tausend Kamehlen, die den Koreischiten gehörte, und von Syrien nach Mecca ging, gab den ersten Anlaß zum Kriege mit Mecca. Muhamed machte mit seinen Anhängern Jagd auf diese Karavane. Der Führer derselben erhielt Nachricht von der bevorstehenden Gefahr, und bath seine Brüder zu Mecca um Hülfe. Es glückte Muhamed die überlegene Anzahl der Feinde niederzuwerfen, und sich der Karavane zu bemächtigen. Ueber diesen Schimpf erbittert, sammelten die Koreischiten ein Heer von 3000 Mann, das stark genug war, Muhameds 950 Gläubige mit der Wurzel auszurotten. Die unzeitige Begierde nach Beute entriß den letztern den Sieg, den sie bereits errungen hatten.

Im folgenden Jahre unternahmen die Koreischiten, 10000 Mann stark, die Belagerung von Medina. Muhamed aber streuete unter ihnen den Samen der Zwietracht aus, eine Horde trennte sich um die andere vom Heere der Belagerer, und Medina war gerettet. Nun wurde der Prophet ein Eroberer; der Menschenfreund, der bis dahin nur Sanftmuth und Duldsamkeit geprediget hatte, brauchte jetzt Feuer und Schwert gegen seine Widersacher, verfolgte die Juden, die sich weigerten, in ihm Israels Hoffnung zu erkennen, mit unversöhnlichem Hasse; eroberte Mecca mit gewaffneter Hand, und bekehrte und unterjochte ganz Arabien, theils durch Ueberredung, theils durch Strenge und Grausamkeit. Die Häupter des Stammes Koreisch lagen

zu seinen Füßen; ihre willige Annahme des Islam erwarb ihnen die Gnade des Siegers; die 360 Götzen der Kaaba wurden zerschlagen, und der sieben Jahre lang aus seiner Vaterstadt verbannte Prophet genießt des Triumphs, als Fürst seines Vaterlandes auf den Thron gesetzt zu werden. Sein Plan war Anfangs kein anderer, als seiner Nation einen Gott zu geben, und die Götzendiener derselben zu einer rechtgläubigen Gemeinde zu versammeln. Die zügellosen Arabischen Emirs unter Einem Zepter zu vereinigen, daran dachte sein sanguinisch-melancholisches Herz nicht. Dieß Letztere war Werk des Zufalls, der ihn begünstigte, und Werk seines Verstandes nur in so fern, als er mit den Umständen gleichen Schritt hielt, und glückliche Zufälle glücklich benützte. Er wollte nur Prophet und hoher Priester seyn; das Glück machte ihn auch zum Könige. So fand er seine Krone, wie weiland Saul, auf einem Wege, wo er sie nicht suchte.

Allein dieses, ihm selbst unerwartete, zu große Glück, richtete in seinem vorhin schon kranken Gehirne gräuliche Zerrüttungen an. Der ehrliche Mann erlaubte sich nun Handlungen des Böswichts, bediente sich oft zur Fortpflanzung seiner Lehre der Treulosigkeit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit, und der kluge Mann beging, im Vertrauen auf sein Glück, von dem er trunken war, einfältige Streiche. So lassen sich alle Widersprüche in seinem sonst unerklärlichen Charakter erklären. Noch bey seinem Leben verbreitete er seine Eroberungen über Arabiens Grenzen hinaus, faßte festen Fuß in Syrien und am Euphrat, und starb endlich, wie er selbst

glaubte, am langsamen Gift, das ihm eine Jüdinn zu Khaibar beybrachte, als Herr von Arabien, dessen zahlreiche kriegerische Horden er durch das festeste Band der Religion vereint hatte.

Dieser, in der Geschichte so merkwürdige, Mann besaß alle die Eigenschaften, welche zur Bewirkung einer solchen Revolution gehören. Er war schon von Person, einnehmend im Umgange, hatte eine angeborne hinreißende Beredsamkeit, viel Witz und eine lebhafte Einbildungskraft; war tapfer und kühn, ohne verwegen zu seyn; setzte seine Plane mit großer Standhaftigkeit durch, und verlor die Gegenwart des Geistes auch nicht in den mißlichsten Lagen. Er verstand sich eben so gut auf den Krieg als auf das Regieren, und von seiner Klugheit zeugt die Wahl seiner Freunde. Sein Koran, dieß sonderbare Gemisch von Dichtkunst, Beredsamkeit, Unwissenheit, Klugheit und Anmaßung ist ein Spiegel seiner Seele, der seine Gaben und Mängel, seine Neigungen und Fehler, den Selbstbetrug und die Nothmittel, womit er sich und andere täuschte, völlig ins Klare stellt. Bey veranlassenden Umständen, oder wenn er aus einer beschauenden Entzückung zu sich kam, sagte er ihn in einzelnen Stücken her, ohne dabey an ein schriftliches System zu denken. Es waren Ergießungen seiner Phantasie, oder ermunternde strafende Prophetenreden, die er in der Folge selbst als übernatürliche Offenbarungen anstaunte. Als Religionsstifter und Eroberer zugleich forderte er unbedingten Glauben, und kaum hatte er Arabien unter seine Füße gebracht, so sandte er schon an alle benachbarte Reiche, Persien, Aethio-

Digitized by Google

pien, ja selbst an den Morgenländischen Kaiser Heraklius Einladungen zur Annahme des Islam, verfluchte die Widerspenstigen, und verordnete ewigen Krieg gegen alle, die sich nicht bequemten, Tribut zu bezahlen und sich zu unterwerfen.

8.

Geschichte des Schießpulvers.

Die Erfindung des Schießpulvers war ein Zufall, den der Forscher benutzte. Auf ihn blickte wohl mancher Geschäftsmann, als auf einen müßigen Grübler herab, und gleichwohl war er es, der durch seine Entdeckung den Kriegsheeren eine ganz andere Gestalt gab, der den Geist der Nationen umwandelte, und selbst zur Eroberung der neuen Welt beytrug.

Schon lange vor der Erfindung des Schießpulvers hatte man sich zuweilen des Griechischen Feuers bedient. So hieß es, weil sich seiner vornehmlich die Griechen von Constantinopel bedienten. Zu Ende des siebenten Jahrhunderts hatte es Kallinikus, ein Syrischer Meßkünstler erfunden. Mit diesem Feuer verbrannte er bey Cicikum die Saracenische Flotte im Hellespont. Im Wasser verstärkt sich die Gewalt dieses Feuers. Anstatt aufwärts zu fliegen, fährt es auf der Fläche herum und bohrt sich in die Tiefe hinein. Vermittelst der Röhren und Spritzen wurde es, wie das Wasser, in weite Ferne geschläudert. Nur mit Oehl oder mit einer Mischung von Essig, Sand und Urin ließ es sich löschen. Zu seinen Bestandtheilen gehör-

ten unter andern Schwefel, Naphta und Gummi. — Warum der Gebrauch dieses Griechischen Feuers aufgehört habe, bleibt uns verborgen. —

Weit früher, als in Europa, kannte man das Schießpulver in China. Nach der Versicherung des N. Gaubils war es daselbst schon seit sechzehn Jahrhunderten im Gebrauche. Man bediente sich seiner weniger im Kriege, als im Steinbrechen und zu Lustfeuern. In Europa ist, nach der gemeinen Meinung, der Erfinder des Schießpulvers ein Deutscher Mönch aus dem vierzehnten Jahrhunderte, Nahmens Berthold Schwarz. Wahrscheinlicher gehört dieser Ruhm dieser Erfindung einem Engländer, Roger Bakon, ebenfalls einem Mönche, der zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts gestorben ist. Zu irgend einem andern Gebrauche hatte er eine Mischung von Schwefel, Salpeter und Kohley gemacht, und darauf einen Stein gelegt; beym Feuerschlagen fiel auf die Mischung ein Funke; wie betroffen war nicht der Mönch, als die Mischung plötzlich in Flammen ausbrach, und mit Donnerknall den Stein emporwarf! Seither vervollkommneten es der erwähnte Berthold Schwarz und andere.

Die Bestandtheile des Schießpulvers sind Salpeter, Schwefel und Kohle. Jeder Bestandtheil wird besonders gemahlen; sämmtlich aber müssen sie hernach in genauester Proportion zusammengemischt werden, welche aber nicht nur in verschiedenen Europäischen Ländern, sondern auch nach der Bestimmung des Schießpulvers verschieden ist. Nach dem Mahlen wird das Pulver gekörnt,

d. i. wieder angefeuchtet, durch ein durchlöchertes Pergament gesiebt, und getrocknet.

Zum Gebrauche des Schießpulvers wurden nach und nach verschiedene größere und kleinere Werkzeuge, Rohre, Mörser, ꝛc. verfertiget. Schon Petrarch erwähnt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts des Geschützes. Dem Geschütze schreibt Villani den Sieg der Engländer bey Crecy zu. Lange widersetzte sich seiner Einführung die Ritterschaft. Noch im Jahre 1364 war es den Dänen beynahe ganz fremd, den Schweizern hingegen nicht unbekannt. Anfänglich wurden die Feuerrohre mit einer Lunte entzündet. Um die Hand zu sichern befestigte man die Lunte hernach an den Hahn. Anstatt der Lunte schraubte man endlich in den Hahn einen Feuerstein, und an dem Rohre brachte man ein stählernes Rad an, welches ein Schlüssel aufzog. Die Hackenbüchsen (Arquebuses) wurden wegen ihrer Schwere unterstützt. Die Musketen haben den Nahmen von Muschetus (Sperber), so wie verschiedenes anderes Geschoß von andern Raubthieren benannt wurde. Das grobe Geschütz, welches man auf Karren fortschleppte, hieß Karrenbüchse, und hernach (von Canna) Kanonen.

Des groben Geschützes hatte man sich in Spanien, Frankreich, Italien schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bedient. Die Zürcher bedienten sich desselben in dem einheimischen Kriege gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Schon vorher, im Jahre 1428 hatten sie dem Grafen von Toggenburg zur Belagerung von

Feldkirch 10 Zentner Pulver, und ihre ungemein hochgehaltene große Büchse nebst 50 Büchsensteinen gelehnt. — Der Fürst Malatesta von Rimini soll der Erfinder des Mörsers seyn; er lebte bis zum Jahre 1467. Sonst setzt man die Erfindung der Bomben bis ins Jahr 1588 hinab.

9.
Eine merkwürdige Vision.

Es ist nicht unmöglich, daß manchem Menschen ein Bild vor die Augen kommen könne, das einer wirklichen Person ähnlich sieht. Da nun dergleichen Erscheinungen weder der Teufel, noch der Geist des Menschen veranstalten kann, so fragt man billig, woher dergleichen Bilder entstehen mögen. Diese Frage läßt sich aus physischen Gründen folgender Maßen am befriedigendsten beantworten: daß die Gestalt, die man sieht, nicht außer uns vorhanden sey, sondern daß der Grund von der Vorstellung eines solchen Bildes bloß in dem Nervensafte unseres Gehirns und in den darin befindlichen Sehenerven liege. Dergleichen Erscheinungen sind bloße Blendwerke der Sinne und der Einbildungskraft, nicht aber Bilder, die außer dem Menschen wirklich vorhanden sind.

Dieses wird durch die Erscheinungen bestätiget, welche Herr Nicolai zu Berlin im Februar 1791 gehabt hat. Dieser gelehrte Mann hatte in den zehn letzten Monathen des Jahres 1790 verschiedene betrübte Vorfälle erlebt, die ihn sehr erschütterten. Besonders folgten vom September an

fast ununterbrochen Begebenheiten mancherley Art auf einander, die ihm bittern Kummer verursachten. Er war ferner gewohnt, jährlich zwey Mahl Ader zu lassen, und sich Blutegel an den After anlegen zu lassen, wenn er eine starke Congestion nach dem Kopfe verspürte. Dieß war aber von ihm im Jahre 1790 größten Theils unterlassen worden. Diese Umstände mußten auf seinen damahligen körperlichen Gemüthszustand einen starken Einfluß haben, ehe ihm die Phantasmen erschienen. Diese sind zu merkwürdig und zu auffallend, als daß wir sie nicht unsern Lesern in einem kurzen Auszuge aus seiner eigenen Erzählung mittheilen sollten, die er, nachdem er das Wichtigste davon gleich niedergeschrieben hatte, am 28. Februar 1799 der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen hat, und folgender Gestalt lautet:

„Ich befand mich am 24. Februar 1791 Vormittags um 10 Uhr in Gesellschaft meiner Frau und noch einiger Personen in einer heftigen Gemüthsbewegung auf meinem Zimmer, als plötzlich in einer Entfernung von zehn Schritten die Gestalt eines Verstorbenen vor mir stand. Ich wies darauf hin, und fragte meine Frau, ob sie die Gestalt dort sähe. Sie sah nichts, nahm mich äußerst erschrocken in ihre Arme, suchte mich zu besänftigen, und schickte nach dem Arzte. Die Gestalt blieb wohl eine halbe Viertelstunde. Ich kam endlich etwas zur Ruhe, und, da ich äußerst erschöpft war, fiel ich nach einiger Zeit in einen unruhigen Schlummer, der eine halbe Stunde anhielt.

Digitized by Google

Man schrieb das Gesicht der starken Gemüthsbewegung zu, und hoffte, es werde auf immer verschwunden seyn. Aber Nachmittags nach vier Uhr erschien mir die nähmliche Gestalt wieder. Ich war jetzt allein, und da mir dieser Umstand sehr unangenehm war, ging ich zu meiner Frau, der ich es erzählte. Aber — auch hier erschien die Gestalt. Bald war sie da, bald wieder weg. Ungefähr nach 6 Uhr erschienen auch verschiedene einzelne wandelnde Gestalten, die mit der stehenden Figur nichts gemein hatten.

Obgleich von meinem Arzte, dem Herrn geheimen Rathe Selle, mir dienliche Arzeneyen gegeben wurden, so verminderten sich doch die erscheinenden Gestalten nicht, im Gegentheile sie vermehrten und veränderten sich auf die sonderbarste Weise.

Da mich, nachdem das erste Entsetzen vorüber war, diese Erscheinungen nicht sonderlich erschütterten, und ich sie für das hielt, was sie waren, für merkwürdige Folgen einer Krankheit; so suchte ich um so mehr Besonnenheit zu behalten, um in einem recht deutlichen Bewußtseyn dessen, was in mir vorging, zu bleiben.

Nach dem ersten erschütternden Tage kehrte die Gestalt des Verstorbenen zurück. Hingegen kamen sehr deutlich viele andere Gestalten zum Vorscheine, zuweilen bekannte, aber meistens unbekannte. Unter den bekannten waren lebende und verstorbene; am öftesten die ersten. Bemerkenswerth schien es mir, daß Personen, mit denen ich täglich Umgang hatte, mir nie als Phantasmen erschienen; es waren jederzeit entfernte. Auch versuchte ich,

nachdem diese Erscheinungen einige Wochen gedauert hatten, und ich mich dabey ganz ruhig befand, Phantasmen von mir bekannten Personen hervorzubringen, welche ich mir deßhalb sehr lebhaft vorstellte; aber vergeblich. So bestimmt ich mir auch die Bilder solcher Personen in meiner sehr lebhaften Einbildungskraft dachte; so gelang es mir doch nie, sie auf mein Verlangen außer mir zu sehen, ob ich sie gleich vor einiger Zeit unverlangt als Phantasmen gesehen hatte.

Uebrigens erschienen mir diese Gestalten zu jeder Zeit, und unter den verschiedendsten Umständen gleich deutlich und bestimmt, wenn ich allein und in Gesellschaft war, in meinem Hause und in fremden Häusern; jedoch waren sie in fremden Häusern nicht so häufig, und wenn ich auf offener Straße ging, sehr selten.

Ueberhaupt erschienen mir diese Bilder mehr wandelnd, als in Ruhe. Immer waren sie da. Oft blieben sie ganz weg, und kamen wieder auf kurze oder längere Zeit, einzeln oder mehrere zugleich; doch gewöhnlich erschienen mehrere zusammen. Meist sah ich menschliche Gestalten beyderley Geschlechts. Sie gingen gewöhnlich durch einander, als hätten sie nichts unter sich zu verkehren, so wie etwa auf einem Markte, wo sich alles nur fortdrängt; zuweilen schienen sie Geschäfte mit einander zu haben. Einige Mahl sah ich unter ihnen auch Personen zu Pferde, deßgleichen Hunde und Vögel. Diese Gestalten alle erschienen mir in Lebensgröße so deutlich, wie man Personen im wirklichen Leben sieht.

Digitized by Google

Nach etwa vier Wochen fing ich sogar an, sie reden zu hören. Zuweilen sprachen die Phantasmen unter sich; mehrentheils aber wurde ich angeredet. Ihre Rede war abgebrochen, und hatte für mich etwas Unangenehmes. Jetzt erschienen mir auch verehrte Freunde und Frauenzimmer, deren Reden mich über Gegenstände meines Kummers, der natürlich noch nicht ganz verschwunden seyn konnte, trösteten. Gewöhnlich war ich allein, wenn ich diese reden hörte; zuweilen aber auch unter wirklichen redenden Personen.

Da die Gestalten oft ganze Tage lang, und auch zur Nachtzeit, so oft ich aufwachte, mich nicht verließen, so verordnete mein Arzt mir wieder Arzeneyen, und endlich wurde beliebt, wieder Blutegel an den After zu setzen.

Dieß geschah am 20. April Vormittags um 11 Uhr. Ich war mit dem Wundarzte allein; aber während der Operation wimmelte das Zimmer von menschlichen Gestalten aller Art die sich durch einander drängten. Dieses dauerte ununterbrochen fort bis ungefähr um halb fünf Uhr; also gerade bis zu der Zeit der anfangenden Verdauung. Jetzt bemerkte ich, daß die Gestalten anfingen, sich nur langsam zu bewegen. Auch darauf fingen ihre Farben an blasser zu werden. Ihre Anzahl nahm mit jeder halben Viertelstunde mehr ab, ohne daß jedoch die bestimmte Figur der Gestalten verändert worden wäre. Etwa um halb sieben Uhr waren die Gestalten ganz weiß, und bewegten sich nur sehr wenige, doch waren die Umrisse noch sehr bestimmt. Nach und nach wurden sie wirklich

Digitized by Google

unbestimmter, ohne daß ihre Anzahl abgenommen, hatte, wie sonst oft der Fall gewesen war. Die Gestalten gingen nicht weg; sie verschwanden auch nicht, welches sonst gleichfalls oft geschehen war. Jetzt zerflossen sie gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang sogar einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergingen. Ungefähr um 8 Uhr war von den Gestalten nichts mehr da. Nie habe ich dergleichen wieder gesehen."

Diese beschriebenen Gestalten waren, wie aus der ganzen Erzählung des Herrn Nicolai erhellet, seiner eigenen Erklärung gemäß, eine Folge seiner zu sehr angespannten, widernatürlich gereitzten Nerven, und einer unrichtigen Circulation des Bluts, und mithin weiter nichts als Täuschungen der Einbildungskraft.

10.

Das Seegesicht.

Das Seegesicht, die Luftspiegelung, Erhebung und Fata Morgana bey den Italiänern, ist ein merkwürdiges optisches Meteor, welches an den Küsten von Unter-Italien, von Grönland, an der Französischen Küste bey Calais und an vielen andern Orten, hier häufiger, dort seltener beobachtet wird, und sonderbare Täuschungen veranlaßt.

Am 20. März 1784 Nachmittags um 1 Uhr erhob sich auf Malta in der Stadt la Valetta auf ein Mahl ein großes Geschrey, daß in dem Ca-

nale

nale eine neue Insel aus dem Meere emporsteige. Schon gingen Seeleute ab, um das neue Land in Besitz zu nehmen; allein Dangos, der sogleich auf die Sternwarte gestiegen war, vermuthete bald, daß das Phänomen weiter nichts, als eine Darstellung des mit ewigem Schnee bedeckten Gipfels von dem gegenüber liegenden Aetna sey. Im April des folgenden Jahres zeigte sich die Erscheinung von neuem, auch kamen die Küsten Siciliens, welche bis dahin unsichtbar gewesen waren, zum Vorscheine, und blieben den ganzen Tag hindurch sichtbar.

Der Canonicus Giovenne beobachtete die Fata Morgana an den Küsten Apuliens öfters, und gibt darüber ausführliche Nachricht. Beym Anfange des Phänomens ist es, als ob Wolken über dem Horizonte heraufstiegen; aber bald überzeugt man sich, daß es keine Wolken sind; es stellen sich Thürme, Pallaste, ganze Städte und tausend andere Gestalten mit schnellem Wechsel dar. Auch in den Meerengen von Messina sieht man dieses Meteor, und dort heißt es vorzüglich Fata Morgana oder die Schlösser der Fee Morgana.

Im Jahre 1797, den 26. Julius Nachmittags um 5 Uhr, sah der Engländer Latham zu Hastings in seinem Zimmer nicht weit vom Meeresufer nach Süden hin eine Menge Menschen gegen den Strand hinlaufen. Er erkundigte sich nach der Ursache, und erhielt zur Antwort, daß die Französische Küste, die man sonst nicht durch Fernröhre wahrnimmt, ganz deutlich und mit bloßen Augen zu sehen sey. Er überzeugte sich auch bald durch den Augenschein von der Wahrheit der Aussage, und

erblickte sehr deutlich die Hügel der Küste, wovon doch die nächsten 40 bis 50 Engländische Meilen entfernt lagen. Diese Gegenstände schienen sich immer mehr zu nähern, und wurden so deutlich, daß die gegenwärtigen Schiffer, mit welchen Latham darüber sprach, sogar die Plätze bey Boulogne und an den Küsten der Picardie zu nennen wußten, die sie schon so oft besucht hatten. Latham begab sich auf einen ostwärts liegenden hohen Hügel, und sah hier Dungeneß, die Hügel von Dover, die Französische Küste von Calais, Boulogne ꝛc. bis S. Vellery, und einige Fischer überschauten sie westlich bis Dieppe. Durch das Fernrohr sah man sogar die Französischen Fischerboote vor Anker liegen; man unterschied die Farben des Landes und der Gebäude sehr deutlich, und alles dieß waren nicht die wirklichen Gegenstände selbst, sondern jenes optische Meteor, die Erhebung oder das Seegesicht.

An den Schwedischen Küsten bemerkt man oft die wunderbarsten Erscheinungen dieser Art. Die meisten Seeleute, besonders die Scheerenleute auf den nördlichen Küsten Schwedens, welche im Frühjahre Gelegenheit haben, Seeräume zu betrachten, bemerken vorzüglich die seltsamsten Wirkungen von dieser Erscheinung. Weit obliegende Inseln, Klippen und Wälder scheinen sich über das Wasser zu erheben, und wie auf Gittern zu stehen. Gegenden, die von Bergen und Waldungen völlig bedeckt sind, und durch die besten Fernröhre nicht gesehen werden können, werden zu gewissen Zeiten durch die Erhebung sichtbar; selbst manches Mahl die niedrige Klippe, worauf der Gegenstand steht, den man sieht. Das

Sonderbarste bey der Erscheinung ist, daß alle Gegenstände, die man sich in die Luft erheben sieht, und von verschiedener Größe sind, bey der Erhebung von einerley Höhe zu seyn scheinen, z. B. Klippen von 5 Fuß Höhe und andere von 40 Fuß, scheinen eine und dieselbe Höhe zu haben. Sie zeigen sich insgesammt aufgerichtet, und nicht das Oberste zu unterst gekehrt.

Die stärksten Erhebungen ereignen sich gemeiniglich im Anfange des Frühjahrs, oder wenn das Eis auf dem Meere losgegangen ist; bey Sommerhitze werden sie undeutlicher, gegen den Herbst verbessern sie sich. Es ist zu allen Erhebungen die vollkommenste Windstille nöthig; die, welche von der Abwechslung des Windes verursacht wird, kann besonders die Erhebungen befördern, und daher könnten sie wohl Sturm bedeuten, welches die Seeleute auch wirklich bemerkt haben. Bey der Annäherung des Winters sehen die Erhebungen aus, wie auf- und niederwärts gekehrte Tannenwälder, die sich spalteten, die wankten, zitterten und dann alle Mahl verschwänden.

Obgleich man bey den Seeerhebungen einen Zuwachs der Gegenstände in die Höhe wahrnimmt, so bemerkt man doch keine Vermehrung in die Breite. In größern Entfernungen, wo die Gegenstände sich deutlicher abbilden, schienen sie jedes Mahl in der Breite vermindert, doch vermuthlich wegen ihres Zuwachses in der Länge.

Diese Erscheinungen möchten wohl der gewöhnlichen Strahlenbrechnung darin ähnlich seyn, und durch sie verbessert werden, daß sie sich wie

dieſe gegen den Morgen und Abend unter einer gewiſſen Sonnenhöhe am kräftigſten zeigen. Sie finden auch wohl näher gegen Mittag Statt, doch iſt ihr der glänzende Sonnenſchein nicht ſo beförderlich, als wenn die obere Atmoſphäre dünne Wolken hat. Oſtwärts erhebt ſich oft eine Küſte, und nach einem andern Striche zu zeigt ſich nicht das Geringſte. Sieht man aber in der Entfernung eine Küſte ſich erheben, ſo iſt dieß das ſicherſte Merkmahl, daß da Windſtille iſt. Obgleich ſich die Begebenheit oft im Frühjahre zeigt, wo die See noch mit Eis bedeckt iſt, ſo wird dazu gelinde Witterung erfordert; Kälte, Wind und Nebel hindern, jedes für ſich, die Erhebung.

Starke Frühlingserhebungen zeigen die Gegenſtände beſonders ſehr deutlich; auf 7 bis 8 Schwediſche Meilen ſieht man ſie wie im heliſten Spiegel; Wälder, Berge, Schneeflecken, ſelbſt Häuſer und Rauch aus Schornſteinen behalten die feinſten Merkmahle, wie ſie wirklich in der Natur ſind. — Ueber die wahre Urſache dieſer Erſcheinungen, welche nichts anders als optiſche Täuſchungen ſind, ſind die Gelehrten noch nicht einig.

11.

Ein merkwürdiges Beyſpiel von den ſchädlichen Folgen des Aberglaubens.

Zu Calvörde trug ſich vor einigen Jahren eine ſehr traurige Begebenheit zu, die ein warnendes Beyſpiel vor aller Wahrſagerey und Zauberey ſeyn kann. Einem daſigen Bürger St** wurden ei-

nige Bienenstöcke gestohlen. Da er ein sehr abergläubiger Mann war, so bildete er sich fest ein, daß er durch Zaubermittel, dahin er das Sieb- und Schlüsselaufen rechnete, den Dieb zuverlässig entdecken würde. Er trägt daher auch kein Bedenken, diese Mittel zu versuchen. Und da er bereits auf jemand einen Verdacht geworfen hatte, so geht es auch bey dem Halten des Siebes so zu, daß es sich dreht, indem er den Nahmen desjenigen nennt, der ihm verdächtig ist. St** wird nun durch diese Alfanzereyen in seinem Argwohne noch mehr bestärkt. Da er inzwischen auf diese Anzeigen wider den verdächtigen N. N. noch keine gerichtliche Klage anstellen konnte, so wollte er ihn nunmehr beheren und an dem Leibe so quälen lassen, daß er wie der Tag vergehen, und jedermann erkennen sollte, daß N. N. der Dieb sey. Jedoch kam St** zuvor noch zu dem Ortsprediger Helmuth, und erkundigte sich, ob er solches auch wohl thun dürfe. Dieser stellte ihm darauf die kräftigsten Gründe vor, die ihn, wenn er nicht alle Vernunft verläugnen wollte, bewegen konnten, von einer solchen Thorheit abzustehen. Allein er predigte tauben Ohren, und St** schien mit Unzufriedenheit von ihm zu gehen.

Es verflossen nun einige Monathe, ehe Helmuth von ihm wieder etwas hörte. Endlich sagte man ihm, St** hielte sich selbst für behext, und rede, wie ein unkluger und wahnsinniger Mensch. Bey Nachforschung der Ursachen, wodurch er auf solche unsinnige Gedanken möchte gekommen seyn, entdeckte sich Folgendes. St** wäre zu einem Kerl

in M** gegangen, von dem er geglaubt hätte, daß er heren könne, und hätte ihn geberhen, durch seine Kunst den Bienendieb mit einer schweren Krankheit, daran er sterben müsse, zu züchtigen. Der Hexenmeister hätte ihm darauf den Rath gegeben, er sollte sich eine Krähe schießen lassen, den Körper derselben unter Aussprechung gewisser Zauberformeln mit vielen Nadeln durchstechen, und die Krähe alsdann in das Grab werfen, wenn jemand beerdiget würde. Der Erfolg davon würde seyn, daß der Dieb an seinem ganzen Leibe die empfindlichsten Schmerzen litte, wobey ihm nicht anders zu Muthe wäre, als wenn er Tag und Nacht mit Nadeln gestochen würde. Diese schmerzhafte Krankheit würde täglich zunehmen, und sich erst dann mit dem Tode endigen, wenn die Krähe in dem Grabe vermodert wäre. Da St** zugleich Todtengräber war, so konnte er leicht eine Krähe in einem Grabe, das er selbst machen mußte, verscharren. Nachdem er dieß Geschäft verrichtet hatte, so glaubte er nun gewiß, daß derjenige, den er wegen der Dieberey in Verdacht hatte, die schmerzhafteste Krankheit bekommen würde. Allein der Verdächtige blieb wider alle Erwartung des St** gesund. Im Gegentheile fing dieser selbst an, über Schmerzen an seinem ganzen Leibe zu klagen. Dieß Uebel hatte nun zwar seine natürliche Ursachen. Den Sommer über gab es einige sehr heiße Tage, daß verschiedene Leute einen Ausschlag bekamen, der ihnen ein brennendes Jucken verursachte. Allein, anstatt daß St** die Ursache von diesem Uebel in einer sehr großen Hitze und seiner unordentlichen Lebensart suchen sollte, so

Digitized by Google

verfiel er vielmehr auf die ausschweifenden Gedanken, daß ein Oberhexenmeister über ihn gekommen sey, und er nun selbst durch dessen Zauberey dasjenige leiden müsse, was der Dieb hätte leiden sollen. Diese thörichte Einbildung nahm bey ihm in kurzer Zeit so sehr überhand, daß nichts vermögend war, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Blick war von nun an wild. Er tobte, sprach mit sich selbst, und schimpfte stets auf die Hexenmeister. Wenn er jemand begegnete, so redete er von nichts, als von den Hexen, von denen er gequälet und mit Nadeln gestochen würde. Ja, er ging in seiner Albernheit so weit, daß er von seiner Frau, seinem Sohne und von einigen andern Personen in dem Orte glaubte, sie hätten ihn behext.

Helmuth gab sich alle Mühe, den Mann durch vernünftige Vorstellungen zurecht zu bringen; allein es war vergebens, und er mußte ihn seinem traurigen Schicksale überlassen. Inzwischen hatte man noch keine Proben, daß er sich an jemand vergriffen hätte; vielmehr hatte er oftmahls gesagt, es dürfe sich niemand vor ihm fürchten; er wäre unglücklich genug, er wolle keinem Kinde etwas zu Leide thun. Wider alles Vermuthen läuft er aber an einem Tage aus dem Hause, mit einem Messer in der Hand. Von ungefähr begegnete ihm eine alte Frau, die er ebenfalls für eine Hexe gehalten hatte. So bald er sie erblickt, greift er sie wüthend an, wirft sie zur Erde, und sucht sie mit dem Messer in den Leib zu stechen. Er bringt ihr auch verschiedene Wunden bey, von denen aber zum Glücke keine einzige tödtlich ist, weil das Messer keine scharfe Spitze

gehabt hat. Auf das Geschrey der armen Frau eilten einige Leute zur Hülfe herbey. St** läuft nun fort, und unter einem lauten Geschrey: er wolle sich den Hals abschneiden, machte er auch wirklich in demselben tiefe Schnitte. Jedoch wird er durch andere Leute, die ihn fest halten, von dem Selbstmorde noch abgehalten, und in Verwahrung gebracht. Die eine Wunde war sehr gefährlich, und man zweifelte, daß er beym Leben bleiben würde. Weil man befürchtete, daß er den Verband abreißen möchte, so wurden ihm Daumschrauben angelegt, und man ließ ihn bewachen. Das Messer, das man bey ihm nicht finden konnte, hatte er in dem Unterfutter seines Rockes sorgfältig verborgen. Da die Wunden fast geheilt waren, sucht er, von der Wache unbemerkt, das Messer hervor, und schneider sich, der Daumschrauben ungeachtet, aufs neue dergestalt in den Hals, daß die Wunde noch gefährlicher, als die erste war. Gleichwohl wurde er binnen einem Vierteljahre völlig geheilt, und wurde darauf in Verwahrung nach dem Werkhause in Braunschweig gebracht, in welchem er nach ein Paar Jahren starb.

Die Ursache von dem Wahnsinne dieses Menschen war gewiß keine andere, als seine Dummheit und sein Aberglaube. Hätte er die thörichten abergläubigen Dinge nicht getrieben, so würde er nimmermehr in solchen Verfall gerathen seyn.

Digitized by Google

12.

Der Harmattan.

Der Harmattan ist ein Ostwind, der sich an der Westküste von Afrika, besonders in Senegal und Guinea, gewöhnlich in den Monathen December, Januar und Februar einstellt, und sehr viel Unheil anrichtet. Er kommt über die brennenden Landstrecken des Innern von Afrika, und glühet gleichsam. Er nimmt seinen Anfang nicht immer zur nähmlichen Zeit, sondern bald bey Tage, bald bey Nacht, bald zur Ebbe-, bald zur Fluthzeit, und bey allen Mondsvierteln. Er kommt in den vorerwähnten Monathen drey bis vier Mahl, und hält mit seinem Sausen zwey, drey, zuweilen auch bis zwölf Tage an. Es regnet während seines Wehens nie, aber mehrmahl ist er die Folge eines starken Regens. Er stürmet ziemlich heftig, aber doch so stark nicht, als ein gewöhnlicher Seewind.

Wenn gleich keine Wolke am Himmel zu sehen ist, so hüllt dennoch um diese Zeit ein dicker Nebel oder Dampf die Luft so ein, daß man keine Sterne sehen kann; auch die Sonne bleibt an diesen Tagen versteckt, und wenn sie etwa am Mittage ein wenig durch die dichte Atmosphäre dringt, so sind ihre Strahlen doch so schwach, daß man, ohne die geringste Beschwerde der Augen, sie starr ansehen kann.

Junge Pflanzen, zarte Gewächse und Bäume leiden viel während dieser Windperiode, weil an diesen Tagen kein Thau oder eine andere Feuchtigkeit aus der Atmosphäre zu erhalten ist. Das Gras

wird durch diesen Wind völlig zu Heu, die Bäume welken, und die ganze Natur trauert. Die Einwohner benützen diese Gelegenheit gar bald, und brennen das gedörrte Gras weg, um den wilden Thieren ihre Schlupfwinkel zu zerstören. Hält der Wind zehn Tage an, so kann man die Blätter der Bäume zwischen den Fingern zu Staube reiben, die Früchte der Citronen- und Pomeranzenbäume werden runzelig und fallen ab.

Wenn dieser Wind wehet, so werden die Bücher von demselben so ausgedorrt, daß ihre Deckeln und Blätter sich rollen, als wären sie auf einem heißen Ofen gelegen. Alles Holzwerk, Thüren und Läden, die Fußböden der Zimmer, ja die Breter der Schiffe dörren, obgleich aus dem trockensten Holze verfertigt, so zusammen, daß fingerbreite Ritzen entstehen, die aber gleich wieder zutreten, wenn der Wind nicht mehr wehet. Man ist sogar gezwungen, die gefüllten Fässer von außen zu benetzen, sonst ist das darin Enthaltene ohne Rettung verloren.

Die Eingebornen ziehen während eines Harmattans ihre wärmsten Kleider an, und klagen dennoch über Kälte. Die Europäer aber finden diese Veränderung der Luft ganz behaglich, obschon ihnen der Mund und Nase davon wund werden. Man fühlt auch immer Lust zum Trinken, nicht so wohl des Durstes, als der Trockenheit des Gaumens und der Kehle wegen.

Unerachtet die Luft an diesen Tagen etwas kühler ist, so verspürt man doch ein reitzendes Jucken am ganzen Leibe, als ob man sich mit einer scharfen Lauge gewaschen hätte.

Digitized by Google

Der Harmattan trocknet alle Säfte so gewaltsam aus, daß er schon am fünften bis sechsten Tage den Menschen die Haut vom Gesichte und Händen ablöst; dauert er noch mehrere Tage fort, so schälet sich der ganze Körper.

So unangenehm diese Luftveränderung auch seyn mag, so ist sie dennoch in hiesiger Gegend ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Alle faulfieberartigen und andere Krankheiten verschwinden bey seiner Ankunft; alle Geschwüre und Hautanschläge heilen durch das bloße Anwehen des Harmattans. Diarrhöen, Fieber und andere Krankheiten hören auf, und die meisten Kranken werden ohne Arzeneyen gesund.

Ein Gouverneur der Engländischen Factorey in Widda hatte im Jahre 1770 eine wunderbare Cur des Harmattans gesehen. Er hatte damahls bey Widda über drey hundert Sclaven am Bord eines Schiffes, die fast alle an den Blattern darniederlagen. Die meisten dieser Kranken waren geimpfet, ehe der Harmattan eintrat; aber bey etlichen und vierzig wurde die Operation erst vorgenommen, als der Wind schon wehete, und bey diesen kam kein Geschwür zum Vorscheine. Der Gouverneur glaubte, da seine ersten Patienten alle glücklich durchkamen, habe er für die letzten auch nichts mehr zu befürchten; aber kaum hatte dieser heilsame Wind etliche Wochen nachgelassen, so bekamen die meisten von den Siebenzig erst noch die Blattern, und die Uebrigen mußten zur Vorsorge noch ein Mahl geimpfet werden. Zum Glücke fand sich gleich nach der Einimpfung ein Harmattan ein,

Digitized by Google

und die Leute wurden alle gesund, bis auf ein einziges Mädchen, welches an einer Mundsperre gestorben ist.

Es gibt aber in diesem Lande auch viele Gegenden, wo dieser Wind der Gesundheit des Menschen höchst schädlich ist, besonders an Oertern, wo faule Sümpfe in der Nähe sind, aus denen er beständig die vergifteten Ausdünstungen über die Einwohner verbreitet.

13.

Todesstrafe bey den Mahratten.

Die Todesstrafen, welche bey den Mahratten gewöhnlich sind, zeugen von dem blutdürstigen Charakter des Hindus. Wird einem der Tod zuerkannt, so läßt man ihn so lange von einem Elephanten herumschleifen, bis er den Geist aufgegeben hat. Eine andere Art von Todesstrafe besteht darin, daß man den Kopf des Verbrechers in einen Sack steckt, und dann mit einem schweren Hammer zermalmet. Die gewöhnlichste ist jedoch, daß man dem Verurtheilten auf eine höchst grausame Art mit einem Schermesser Arme und Beine abhöft, und ihn in diesem Zustande liegen läßt, bis er stirbt.

Selbst die Braminen, welche Ministerstellen bey den Mahratten begleiten, werden oft hingerichtet, obschon es verbothen ist, das Blut eines Braminen zu vergießen. Allein man weiß diesem Gesetze auszuweichen, indem man sie tödtet, ohne im eigentlichen Verstande ihr Blut zu vergießen. Der

Digitized by Google

verstorbene Mahrattenfürst Tuckaji Holkar, der den westlichen Theil von Malwa beherrschte, ließ seinen braminischen Minister in mit Oehl getränkte Zeuge wickeln und sodann verbrennen. Ihre gewöhnliche Strafe besteht darin, daß sie den Körper so lange in kaltes Wasser halten müssen, bis die Glieder zu schwellen anfangen, worauf dann bald der Tod zu erfolgen pflegt.

14.

Die Diamantengruben von Brasilien.

Die Diamantengruben sind über mehrere Theile von Brasilien verbreitet, so wohl im Binnenlande, als näher gegen die Küsten hin. So findet man sie in Cujaba und Guarapuara; in den Gebirgen von Serro Dofrio, von den Eingebornen Yritanray genannt; ferner unweit S. Antonio, im Rio de Peixo, Riachofundo und in dem Flusse Tocambiruy. Es ist merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Serro Dofrio sich in einer Lage eisenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde gelegen ist; darin trifft man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Auch in Ostindien sollen die Diamanten stets von eisenschüssiger Erde begleitet seyn, so daß man Ursache hat zu glauben, das Eisen gehöre mit zur Bildung dieses Steines. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst, und leitet diese deßhalb zu Zeiten ab; besonders sieht man diese Edelsteine nach starken Regengüssen, durch welche

Digitized by Google

sie wahrscheinlich aus den Gebirgen losgeschwemmt werden. Der kleine Fluß do Milhoverde in der Provinz Serro Dofrio ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt.

Die Portugiesen waren zwar seit 1500 in Brasilien, allein die Diamanten wurden nur erst im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas durch Zufall entdeckt. Es fanden sich nähmlich unter dem Golde, welches die Sclaven dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez Banha zufälliger Weise darauf aufmerksam ward, und seine Vermuthungen dem Statthalter Almeida mittheilte. Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, da denn der Portugiesische Minister Acunha in Holland durch dort angestellte Versuche bewies, daß diese nicht geachteten Steine wahre Diamanten wären.

Jetzt erwachte der Geist der Gewinnsucht mit so großem Eifer, daß so fort 1100 Unzen, also beynahe 80 Pfund Diamanten auf ein Mahl in Europa eingeführt wurden. Die Folgen waren dieser Unvorsichtigkeit angemessen; der Preis der Diamanten sank in Europa plötzlich sehr tief herab, und nur durch kluges Zurückhalten stiegen sie wieder zu einem ansehnlichen Werthe.

Hierauf wurde die Erlaubniß, Diamanten zu suchen und der Handel damit, vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und die Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt. Nachmahls ist die Regierung selbst an die Stelle dieser Gesellschaft getreten. Alle Steine werden vor ihrer

Digitized by Google

Absendung nach Portugal einem zu diesem Endzwecke angestellten Intendanten überliefert, der sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste legt, welche mit drey Schlössern verschlossen wird. Er selbst hat den einen, der Vicekönig den zweyten und der Provodar de la Hazienda den dritten. Diese wird sodann in eine zweyte Kiste gesetzt, welche mit den Siegeln der drey genannten Personen versiegelt wird. Der Vicekönig der nicht das Recht hat nachzusehen, was die erste Kiste enthielt, ließ diese zweyte dann in eine dritte setzen, versiegelte dieselbe, und sandte sie nach Lissabon ab.

Nur in Gegenwart des Königs wird die Kiste eröffnet; er wählt sodann die ihm anständigsten Steine, und zahlt den Preis an die Entrepreneurs. Es werden auf diese Art dem Hofe etwa 60,000 Karat Diamanten im Durchschnitte zugeführt. Ein einziger Kaufmann nimmt sie der Krone ab, und zahlt dafür, das Karat zu 25 Livres gerechnet 3,120,000 Livres an dieselbe. Er verkauft sodann die meisten roh nach England und Holland. Der Unterschleif wird etwa auf ein Zehntheil gerechnet. Raynal behauptet, der ganze Diamantenhandel gebe der Regierung doch noch nicht viertehalb Millionen Livres, ohne zu bestimmen, ob hierzu die Taxe auf die Minensclaven mitgerechnet ist, deren 800 sind, von denen die Unternehmer für jeden täglich einen Piaster bezahlen müssen.

Die Contrebande mit Diamanten wird noch jetzt hart bestraft. Dem Armen kostet sie das Leben; der Vermögliche verliert nicht nur die Diamanten, er muß auch noch den doppelten Werth bezahlen,

Digitized by Google

und wird, nach einem ganzen Jahre Gefängniß, nach der Küste von Afrika verwiesen. Dem ungeachtet setzt Raynal den Werth der jährlich heimlich in Europa eingeführt werdenden Diamanten auf 184,000 Livres an.

15.

Geschichte der Schreibekunst.

Beynahe jede Erfindung setzt andere Erfindungen voraus, so z. B. die Schreibekunst die Schreibmaterialien. Hierzu bediente man sich in grauer Vorwelt der Steine, des Holzes, des Metalls. Die Egytier bedienten sich des Papyrus, einer Schilfpflanze des Nils; andere Völker der innern Baumrinde (liber), besonders von der Buche, die Römer in den ältern Zeiten der Baumblätter, hernach wächserne Tafeln, sehr häufig auch der Papyrus. Eumenes, oder auch Attalus genannt, ein König von Pergamus, führte beym Mangel an Papyrus, geglättete Thierhäute (Pergament) ein. Da der Nil nicht alle Mahl für jedes Jahr genug Papyrus hervorbrachte, so verursachten die Fehljahre Theuerung. Nach dem Berichte des Plinius, erregte die Theurung des Papiers, zu den Zeiten des Tiberius einen Aufstand; der Senat verschaffte jedermann nach Nothdurft Papier. Zur Zeit Constantins des Großen und seiner Nachfolger, war der Papyrus noch stark im Gebrauche. Ungefähr aus diesem Zeitraume ist die Handschrift von dem Evangelium des Markus, die noch Mont-

Fau-

eon in der Schatzkammer zu Venedig gesehen hat, aber schon damahls halb ausgelöscht war. Nach dem Hieronimus bediente man sich des Papyrus noch im fünften Jahrhunderte. Am Ende desselben, oder zu Anfang des folgenden Jahrhunderts wurde es von dem Italiänischen Könige Theodorich von einer großen Auflage befreyt. Das älteste zuverlässige Zeugniß von dem Gebrauche der Schreibfedern ist noch zur Zeit eine Stelle bey dem Isidor von Sevilla. Er starb im Jahre 636. Zu seinem besondern Gebrauche hatte sich der Kaiser Hadrian (im Jahre 117) beym Schreiben einer Art feiner Leinwand bedient.

Aelter als das Leinenpapier ist das Baumwollenpapier. Dieses letztere ist gebrechlicher, als jenes, läßt sich nicht so gut zusammenlegen, und fällt gelblich aus. So wohl der Erfinder des Baumwollenpapiers, als die Zeit der Erfindung ist ungewiß. Aus der Seltenheit papierner Handschriften vom zehnten bis zum zwölften Jahrhunderte läßt sich vermuthen, daß das baumwollne Papier damahls noch selten gewesen. Die älteste Handschrift auf solchem Papiere, die man in England fand, ist vom Jahre 1049. In Italien war solches Papier schon im neunten und zehnten Jahrhunderte bey päpstlichen Bullen üblich. In Deutschland war es fast schon eben so früh unter dem Nahmen des Griechischen Pergaments bekannt, und man erhielt es aus der Bucharey. In einem alten Verzeichnisse, welches Monthaucon auf der königlichen Bi-

bliothek zu Paris sah, heißt dieses Wollenpapier (Charta bombicina) Papier von Damascus. Entweder erfand man es zu Damaskus, oder es blühte daselbst eine solche Papiermanufactur.

Ueber das Leinenpapier haben Meermann und Breitkopf interessante Nachrichten gesammelt. Aus den Meermannischen Nachrichten erhellet, daß das Leinenpapier schon im Jahre 1308 vorhanden gewesen. Die Ehre der Erfindung schreiben einige Italien, andere Deutschland zu. Nach P. J. Marperger wurde zu Basel die erste Papiermühle nicht früher, als im Jahre 1470 errichtet. Reaumur erwähnt in den Memsur les insectes, der Wespe, die eine Art Papier aus abgenagten Spänen verfertigt. Vielleicht dadurch wurde man in Schweden veranlasset, aus Sägespänen gröberes Papier zuzubereiten. Da sich die Materialien für das Papier nicht in gleichem Verhältnisse, wie der Verbrauch des Papiers vermehren, so ist man nicht nur auf Anwendung neuer Materialien bedacht, sondern man verwandelt auch schon einmahl gedrucktes Papier in neues Papier.

Noch ist zu bemerken, daß gewisse Gattungen von Papier auch in Asien bekannt und wirklich sehr alt sind. Die Chineser verfertigten Papier schon ungefähr 160 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und zwar aus mancherley Materien, z. B. aus der innern Rinde saftreicher Bäume, und besonders aus der Bambu-

Digitized by Google

oder Baumwollenstaude. Gewöhnlich geben sie den Bogen eine ungemeine Größe, sogar bis zu sechzig Fuß in der Länge. Es läßt sich nur auf Einer Seite beschreiben, und hat selten die Weiße unsers Papiers. Auch aus den Häuten der Seidenwürmer-Cokons machen die Chineser eine Art von sehr feinem und weichem geglätteten Papier. Die Japaner, die Hindostaner, Tibetaner und auch die Perser machen Papier aus Baumrinde und der Sonnenpflanze. Das jetzt übliche Papier der Perser ist Baumwollenzeug, und wird durch Reißleim gezogen; auch wird es aus seidenen Lumpen verfertigt.

Ueber die Erfindung der Schreibwerkzeuge, Griffel, Schreibröhre, Schreibfedern, Bleystifte, Röthel u. s. w. wie auch über die Einführung der Schreibgeräthe, der Tinte, des Tintenfasses, des Siegellacks u. s. w. findet man Nachrichten bey Montfaucon, Schwarz, Christ, Rambach und andern diplomatischen und antiquarischen Schriftstellern.

Ungemein viel trug die Erfindung des Papiers zur Erleichterung so wohl des Handels überhaupt, als auch besonders zur Erleichterung des Geistesverkehrs bey. — Und nun das Wissenswürdigste aus der Geschichte der Schreibekunst!

Auch ohne Rücksicht auf Schriften und Bücher, wenn wir nur ein Billet, einen Brief, eine Rechnung, einen Entwurf oder Vertrag schreiben, so haben wir diesen Vortheil der Erfindung

Digitized by Google

der Schreibekunst zu danken. Vermittelst dieser Kunst gelingt es uns, tausend und tausend Töne, Sylben und Wörter durch nicht viel mehr als zwanzig Figuren dem Auge sichtbar zu machen. Nichts setzte die Amerikaner so sehr in Erstaunen, als das Zauberwerk der Schreibekunst; sie hielten das Papier für beseelt, und wollten es sprechen hören.

Zur Erfindung der Schriftzüge bedurfte es nicht nur dringender Noth, sondern noch überdieß gegenseitiger Verabredung; Jahrhunderte lang konnte man eine Sprache reden, ohne sie schreiben zu können. In dem nördlichen Europa war Othin der Erfinder der Runen oder Buchstaben; in dem östlichen Franken schrieb vor den Zeiten Carls des Großen noch niemand in der Fränkischen Sprache. Das Schreiben verhält sich zum Sprechen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wie die Waaren zu den Zeichen der Waaren, oder wie die Wechselbillets zum Gelde.

Anstatt der Schriftzüge hatten sich die ältern Völker der Bilder bedient, ohne Zweifel sehr unförmlicher Bilder; allein mit der Zeit verkürzte man sie, man gab bloß den Umriß; man vermischte und unterschob willkürliche Zeichen; endlich brauchte man nur diese letztern. Ihre Zusammensetzung entsprach der Zusammensetzung gewisser Wörter oder Ideen. In China macht heut zu Tage noch jedes solches Zeichen, jeder Buchstabe ein ganzes Wort aus. Lange mochte es anstehen, bis man in dem gleichen Worte verschiedene Schattirungen der Töne, einzelne Sylben, und

in den Sylben einzelne Buchstaben bemerkte, und zur Bezeichnung jedes Tones besondere Schriftzüge erfand. Wie viel bestimmter, schneller und durchgängiger man die Begriffe durch Buchstaben, als z. B. durch Hieroglyphen oder Quipos an den Tag legen könne, fällt sogleich bey jedem Versuche auf.

Sonderbar ist es, daß die Sammlung der Schriftzüge in keiner Sprache einen eigenen Kunstnahmen hat, sondern nur durch A B C oder Alphabeth ausgedrückt wird. Wahrscheinlich borgten die Griechen und Egyptier ihre Schriftzüge von den Phöniciern.

Handelsleute waren es, welche die Schreib- und Rechenkunst, so wie mehrere andere Künste zuerst ausbreiteten. Mehrere Völker bedienen sich, ungeachtet ihrer verschiedenen Sprachen, dergleichen Schriftzüge — warum nicht alle, wenigstens in Europa? Wie viele Zeit und Mühe würde man nicht beym ersten Unterrichte, beym Erlernen der Sprachen, beym Lesen und Schreiben ersparen? Wie viel weniger Buchstaben würden nicht die Druckerpressen bedürfen? Nach dem Berichte des Zacharias Lilius und Hunibalds bediente sich Vuaßhald in seinen Fränkischen Jahrbüchern der Griechischen Buchstaben, und nach der Versicherung des Joh. Stumpf schrieb man in den Carolingischen Zeiten mit Lateinischen Buchstaben.

Aeußerst selten waren in dem Zeitraume der Fränkischen Monarchie, und auch nachher so wohl die Schreibmaterialien, als geschickte Co-

pisten und Schreiber. Wer auch nur die Feder zu führen im Stande war, machte sich so unentbehrlich, daß man ihm bloß wegen seiner Schreibkunst das clerikalische Vorrecht ertheilte, und ihm allenfalls auch ein sonst todeswürdiges Vergehen nachließ. Noch im Jahre 1335 schrieb das Collegiatstift zu Zürich an den Bischof zu Costanz: „wir schicken das Decret durch die Hand unsers Notars, weil nicht alle in unserm Capitel schreiben können."

Die Seltenheit der Bücher in jenen Zeiten erhellet aus mehreren Umständen. Ganze Klöster besaßen nur ein einziges Meßbuch. Eine Gräfinn von Anjou bezahlte für ein Exemplar von Haimons Homilien 200 Schafe und zehn Malter Weitzen. Selbst noch im Jahre 1471 gab Ludwig XI. der mediciniſchen Fakultät zu Paris für die Schriften des Rhais ein Unterpfand von schwerem Silbergeräthe und einen Edelmann zur Verbürgung. — Wegen der Kostbarkeit des Pergaments kratzten unwissende Mönche die classischen Handschriften davon ab, und schrieben darauf ihre Legenden.

16.

Ueber den Geschmack verschiedener Völker.

De gustibus non est disputandum, sagt das alte lateinische Weidsprüchlein, und das gilt besonders von den Delicatessen der verschiedenen

Nationen. Die Kalmucken fressen stinkendes Aas und die Nachgeburt von Thieren; die Jakuten die Nachgeburt ihrer eigenen Weiber, wozu sie ihre Freunde einladen; die Tungusen und Koräten geschleimten Ton; erstere auch die Nasenunreinigkeiten ihrer Kinder; die Ostiaken, Samojeden und andere Sibirische Heiden das Mark von den Rennthieren, in warmes Blut getaucht. Die Grönländer kneten die Unreinigkeit dieser Thiere mit Thran oder Bärenfett zusammen, und essen diese Masse wie einen Pudding. Die Tschuktschen trinken den Urin ihrer Weiber. Die Tunkinesen hacken Fledermäuse und stinkende Fische zusammen. Die Abyssinier halten rohes Rindfleisch, das in Ochsengalle getaucht wird, für ein köstliches Gericht. Einige Insulaner im Indischen Ocean nehmen die Unreinigkeiten der Ziegenmägen als die größten Leckerbissen zu sich. Die Neger fressen Krokodille, ungereinigte Eingeweide, Kröten, Ratzen und Würmer, selbst faulende Leichname mit größter Begierde. Die Buschhottentotten mästen sich mit Ameisen und Holzwürmern. Die Californier fressen alles Ungeziefer und schon einmahl gegessene Körner aus ihren eigenen Excrementen. Die Caraiben und andere Völker am Oronoko machen Kugeln aus Kreide und Thon, beträufeln sie mit Schildkrötenfett, und kauen sie mit größter Begierde. Wenn jemand an ihren Gelagen zu viel gegessen oder getrunken hat, daß er nichts mehr hinunter zu bringen im Stande

Digitized by Google

ist, so umfaßt ihn einer der stärksten Männer aus der Gesellschaft, drückt ihm Magen und Unterleib zusammen, daß er nach oben und unten erleichternde Ausleerungen erhält, und das Essen fängt sogleich von neuem an. Die Suppen der Nordamerikanischen Wilden bestehen aus geschmolzenem Bärenfett, worin sie, wenn sie dergleichen habhaft werden können, noch einige Pfunde Lichter stecken. Sie finden Geschmack an diesen Sagamiten oder Suppen, und verschlingen sie so begierig, daß sich bey ihren Schmäusen immer einige daran zu Tode fressen. Die Hindus trinken geschmolzene Butter, wie wir in Europa Spanische und andere hitzige Weine. Die Einwohner von Neuseeland verzehren Seife als eine der größten Delicatessen. Die Isländer essen geschmolzenen Rindstalg und das thranichte Fett von wilden Gänsen mit dem größten Vergnügen u. s. w.

17.

Der Bärenfang.

Der Bär wird auf verschiedene Weise gefangen. Man schießt ihn entweder, wenn man ihm beykommen kann, oder man legt ihm auch Selbstschüsse. Die erstere Art, sich seiner zu bemächtigen, ist für den Jäger oft mit großer Gefahr verbunden. Es werden auch Hetzen und Treibjagden angestellt; doch ist auch damit Gefahr verknüpft. Weniger gefährlich ist es, ihn

in Gruben oder Fallen zu fangen. Gewöhnlich schlägt man Gruben mit glatt gehobelten Brettern aus, bedeckt dieselben oben mit Reis, und setzt einen Topf mit Honig darauf. Der Bär, welcher den Honig sehr begierig sucht, und von weitem riecht, läßt sich verleiten zu kosten, und fällt in die Grube. Man kann ihn aus derselben vermittelst eines darauf angebrachten Kastens lebendig herausziehen.

In Sibirien fängt man ihn in Schlingen. Diese Schlingen, welche hinlänglich starke Stricke sind, legt man auf Anhöhen hin, wo man weiß, daß der Bär hinkommt. Mehrere derselben sind an einem schweren Klotze befestiget. Hat sich ein Bär gefangen, und hängt die Schlinge um den Hals, und merkt er, daß ihn der Klotz im Fortgehen hindert, so packt er ihn wüthend an, und wirft ihn die Anhöhe hinab. Er wird sodann mit hinunter gerissen, und bricht den Hals.

In Pohlen und Rußland, wo in den Wäldern viele wilde Bienen sind, deren Nestern die Bären so sehr nachstellen, suchen die Bauern den Honig auf folgende Art vor den Bären zu bewahren, die zugleich auf seinen Untergang abzweckt; vor dem Loche des Baumes, worin die Bienen wohnen, hängen sie einen hinlänglich großen Klotz, der sich frey an einem Stricke bewegt, welcher an einem oben überstehenden Zweige angebunden ist. Dabey lassen sie denn eine kleine Oeffnung, die den Bienen zum Flugloche dient. Wenn der Bär die Bienen wittert, be-

Digitized by Google

gibt er sich auf den Baum, stößt den vor dem Loche hängenden Klotz mit der Tatze weg, und steckt die Schnautze ins Loch. Der Klotz gibt ihm in demselben Augenblicke im Zurückfallen einen Stoß, der den Bär entrüstet. Aus Verdruß stößt er den Klotz mit größerer Kraft weg, und mit verhältnißmäßiger stärkerer Gewalt fällt dieser zurück, und gibt dem Bären wieder einen derben Stoß, wüthend schlägt ihn dieser nochmahls mit der Tatze zurück, bekommt aber dafür auch entweder schon dieß Mahl, oder wenn das lächerliche Spiel noch weiter getrieben wird, zuletzt einen so heftigen Stoß vom Klotze, daß ihm der Kopf saust. Taumelnd stürzt der Bär herunter, und fällt unten auf spitzige, aus der Erde hervorstehende Pfähle, worauf er sich fest spießt. Hier erwartet er brummend seine Erlösung, die ihm denn auch zu Theil wird, wenn der Bauer kommt, und ihm mit einer Kugel das Leben nimmt.

Die Kamtschadalen fangen ihn so: sie schlagen in ein starkes Bret eine Menge mit Widerhaken versehene Stifte, und legen es dem Bären in den Weg, daß er darauf treten muß. Ist er auch nur mit Einem Fuße darauf getreten, so wird er gefangen; denn indem er sich bemüht, den einen Fuß aus den Haken los zu machen, so bleibt er mit den übrigen hängen, und sitzt am Bret wie angenagelt.

Die Tatarn im Uralgebirge hängen wagerecht an Stricken ein Bret dicht vor einem Bienenloche auf, und befestigen dasselbe an dem

Digitized by Google

Loche mit einem Stricke von Baumbast oder Weiden. Die Stricke, an welchen das Bret fest gemacht ist, laufen oben zusammen, und sind an einem über dem Loche befindlichen Zweige angebunden. Wenn der Bär den Honig kosten will, so findet er am Loche zugleich einen bequemen Sitz. Er benutzt diese Bequemlichkeit, setzt sich auf das Bret, und bindet, um zu dem Loche kommen zu können, den Baststrick los, der das Bret am Loche fest hält; sogleich schnellt der Sitz ab, und der Bär hängt nun mit dem Brete in der Luft, und schwebt hin und her. Jetzt muß er entweder einen gefährlichen Sprung machen, wobey er sich unfehlbar auf unten eingesteckte Pfähle spießen würde, oder er muß sitzen bleiben und seinen Tod erwarten.

Sonst fängt man ihn auch dadurch, daß man Branntwein unter den Honig in die Baumlöcher gießt. So wie er von dieser Mischung nascht, wird er betrunken, und dann kann man ihn leicht durch einen Schlag auf seinen so empfindlichen Kopf tödten.

18.

Die Neger in Afrika.

Schon den Alten war dieser Erdtheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neuern darin vorwärts thun, bestärket jene Behauptung.

Digitized by Google

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen drittehalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein Paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reissender Thiere verfolgen unzählbare Herden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Erdtheil zehnfach so reich an Arten von vierfüßigen Thieren, als unser Europa. Die unförmlichsten Colossen des Thier- und Pflanzenreichs gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereyen und der schönsten Farbehölzer, und die Eingeweide seiner Gebirge erzeugen zentnerschwere Massen des reinsten Goldes.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereint. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos; Neger mit Tiegerzähnen; zwergartige Elephantenjäger; Menschen- und Heuschreckenfresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Zepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen, und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sclave.

Welch ein Land muß endlich Afrika seyn! Es war die Wiege des Handels, der Künste und

Digitized by Google

Wissenschaften, ja noch jetzt, nach mehreren Jahrtausenden, trotzen in beyden Halbkugeln riesenmäßige Denkmähler seiner Kunst der alles verheerenden Zeit!

Um diesen Erdtheil von mehr als fünf Mahl hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornt, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in ältern Zeiten war ihm sein Inneres viel weiter bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam eine unbekannte Welt! Hieran ist sich eben so wenig die Furcht vor Löwen und Krokodillen, noch vor dem Neger selbst Schuld, als die Ungeschicklichkeit des Europäers, oder die Unmöglichkeit den Atlas und ähnliche Gebirge zu übersteigen. Die Lage, das Klima, die höchst sonderbare Bildung des Innern von Afrika, und endlich die Eifersucht der Mauren, wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder belohnten ihn nur zu kärglich.

Seit Heinrich des Entdeckers wichtigen Versuchen, Afrika zu umsegeln, (von 1414 an), hat indeß darüber kein Jahrhundert so viel Licht verbreitet, als das achtzehnte. Dieß Mahl mag dessen westlicher Theil uns hierzu die Beweise darleihen. Er wird jedem Leser von Gefühl doppelt wichtig seyn; denn er ist der Hauptsitz unserer unglücklichen Mitbrüder, der schwar-

Digitized by Google

zen Sclaven; und wer wünscht wohl diese nicht bestimmter zu kennen?

Die ganze Küste, auf welcher die Europäischen Nationen die größte Anzahl der Sclaven für ihre westindische Besitzungen einhandeln, wird in Norden durch das weiße Vorgebirge (Capo blanco), in Süden aber durch das schwarze Vorgebirge (Capo negro) begrenzt.

Diese ganze Küste läßt sich unter dem Nahmen von Ober- und Nieder-Gunea begreifen. Sie beträgt, nach ihren vorzüglichsten Krümmungen gemessen, mehr als 950 Deutsche Meilen.

Von hier aus hat aber die Kenntniß des Binnenlandes seit dem letzten Jahrhunderte ganz vorzüglich zugenommen. Dieß durfte man auch deßwegen mit Recht erwarten, weil unter dem halben Hunderte der Flüsse, die in das Westmeer fallen, wenigstens dreyßig von sehr bedeutender Größe vorkommen. Treffliche Führer zur Entdeckung des Binnenlandes.

Schon zu Anfange des 18ten Jahrhunderts (1716) drang ein kühner Franzose von der Mündung des Senegals über 100 Meilen ins Binnenland. Durch Campagnon wurden die goldreichen Berge von Bambouc entdeckt, und hierdurch aus zugleich die ganze Gegend längst dem Hauptstrome hin. Jener ungenannte Franzose und der unglückliche Houghton folgte ihm nach; Mungo Park drang über kurzem, über 116 Deutsche Meilen, bis Silla weiter vorwärts. Das gefahrvolle Un-

ternehmen dieses kühnen Reisers ward dann mit einer einer trefflichen Entdeckung gekrönt. Er entschied nähmlich den langen wichtigen Zwist der Geographen über den Niger der Alten. Dieser ist nicht der Senegal, entspringt freylich in derselben Bergkette mit ihm, aber sein Lauf ist dem des Letztern entgegen gesetzt. Er sah diesen großen Strom, so breit als die Themse bey Westmünster, in der Morgensonne flimmernd und langsam nach Osten fließen, und lehrte uns die Bildung seiner Länder bestimmter kennen.

Die Excursion der Engländer Watts und des Wundarztes Winterbottoms unter dem 10ten Breitengrade, wovon wir noch das umständlichere Tagebuch erwarten, begriff nur etwa einige vierzig Meilen landeinwärts. Ihre Reise auf dem Flusse Runnez, und sodann weiter bis nach Timbo, der Hauptstadt eines Fulah-Königs, hat uns ein schönes, reiches, volkreiches Land kennen gelehrt, worin der Neger einen etwas höheren Grad der Cultur genießt, als in den meisten übrigen Ländern der Schwarzen.

Ueber das Innere der eigentlichen Sclavenküste vermehrten Römer, Isert, Pommegorge, Fayrar und Norris unsere Kenntnisse. Aber in Rücksicht der südlichern Theile des westlichen Afrika haben wir seit dem 17ten Jahrhunderte bis jetzt, selbst nach Proyarts neuen Berichten von Congo, sehr wenig gewonnen. Der so eben angezeigten Entdeckun-

gen ungeachtet, bleibt dennoch ein sehr großes, wenig bekanntes Land.

Nicht ohne Grund rechnet man die Heimath mehrerer Negersclaven gegen 200 Meilen von der Küste landeinwärts. Das ganze Gebieth, woraus der Europäer seine Sclaven erhält, betrüge hiernach von der langen Küste an gerechnet, auf 190,000 Quadratmeilen. Freylich finden sich hierunter erstaunliche Flächen unbewohnten Landes. Die Sandwüsten Sara und Jazir nehmen, als ein großes Ganze betrachtet, das höchstens mit einigen kleinen sehr weit aus einander liegenden wohnbaren Orten sparsam bestreut ist, über 50,000 Quadratmeilen ein. Hiervon darf man wohl die Hälfte zu dem hier für den Sitz der Sclaven angegebenen Gebiethe rechnen, vornähmlich, so bald man auf die Wüste von Hussa, die zehn Tagereisen erfordert, Rücksicht nimmt. Auf die Weise schränkte sich das Hauptland für unsere Sclaven etwa auf eine Fläche ein, welche an Europa an Größe nicht viel übertrafe.

Dieses große Land steht aber gegen unsern Erdtheil an Abwechslung des Klima sehr zurück. Lappland und Spanien sind ungleich weiter an Temperatur von einander verschieden, als das grüne Vorgebirg und Gabon, oder Benin und Cap negro. Alle diese Länder trifft wenigstens Ein Mahl im Jahre die Macht des senkrechten Strahles; alle liegen sie in der heißen Zone. Die organisirte Natur, eindrucksfähig für das

Kli-

Klima, kann daher im Ganzen genommen, nie so große Abwechslungen leiden, als in dem ihm an Größe fast gleichkommenden Europa.

Indessen hängt das physikalische Klima nicht bloß von der Sonne ab. Die innere Bildung eines Landes, die Summe seiner Gewässer, die Größe und die Natur seiner Flächen, wirken eben so mächtig auf Thiere und Pflanzen. Hierdurch ist es erklärlich, wie selbst in diesem heißen festen Lande die organisirten Körper dennoch nicht unbedeutende Verschiedenheiten an sich tragen.

War nun das Klima von Afrika vorzüglich geeignet, den Neger zu erzeugen, so mußten dennoch jene vielfachen Modificationen des physikalischen Klima vielfache Modificationen dieser Menschenrace, in Rücksicht der Farbe, der Gestalt und Bildung, und des Charakters hervorbringen. So viel zur Vorbereitung für die wirkliche Betrachtung der Negervölker.

Die Bewohner des hier angezeigten Erdstrichs theilen sich in Eingeborne und Fremde. Seit dem siebenten Jahrhunderte verbreiteten sich die letztern, die Mauren, von Arabien aus über Nordafrika, verpflanzten dort die Religion Muhameds und zugleich die roheste Intoleranz; bemächtigten sich theils großer Länder, theils drängten sie sich dem Urbewohner einzeln auf.

Der Hauptstrich, welchen sie unter den Negern einnahmen, fängt mit der Mündung des Senegals an, und bildet, Mungo Park

zu Folge, gleichsam eine schmale Zungen von Westen nach Osten, quer nach Abyssinien hin. Von diesem Erdgürtel aus greift die Herrschaft der Mauren über die gutmüthigen Neger mit jedem Jahre um sich.

Diese letztern gehen uns hier indeß nur allein an. Sie zeichnen sich durch ihre Religion, ihre Lebensart und ihren Charakter nicht weniger von den boßhaften Mauren, ihren Unterdrückern, aus, als durch ihre Gestalt.

Der Neger hat bey einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke sammetartig anzufühlende Haut; einen eigenen, stark riechenden Schweiß, und größten Theils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen zusammengedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichtes weiter, als bey den übrigen Menschenracen hervor, und gibt dadurch dem Neger bald mehr, bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplätschte Nase und die hoch aufgeworfenen rothen Lippen, so gewöhnlich sie auch bey den Schwarzen vorkommen, sind ihnen dennoch nicht durchaus allgemein eigen. Es gibt Neger mit erhabeneren Nasen, und fein gebildeten schwarzen Lefzen. Hingegen haben sie fast durchgängig schön geordnete, weiße Zähne, die sich bey ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden faserig gespaltenen Holzes stets gesund und glänzend erhalten; wozu freylich ihre einfache mäßige Lebensart auch vieles beyträgt.

Digitized by Google

In der Physiognomie des Negers ist indeß mancherley Abwechslung; bald rohe, bald sanftere Züge; bald große, bald kleinere Augen von verschiedenen Farben; bald ein gescheidtes, bald ein stumpfsinniges Gesicht; und es gibt Neger, deren Züge selbst verfeinerte Europäer für schön erklären würden.

Mit geringer Ausnahme einzelner Völker sind die Neger von gesundem, starkem Körperbaue. Sie haben eine breite Brust und starke Schenkel, nur ist gewöhnlich ihr längeres Bein etwas einwärts gebogen, und ihr Fuß, vielleicht durch das stete Barfußgehen, sehr breit.

Aeußerst gelenk- und kraftvoll übertreffen sie unter der heißen Sonne die Europäer in jeder Art von körperlicher Arbeit. Ja, sie übertreffen ebenfalls die unter gleicher Zone einheimischen Westindier; und hierin liegt wohl ein Hauptgrund zur Beybehaltung der Afrikaner in den Westindischen Besitzungen.

Auch das weibliche Geschlecht ist großer Anstrengungen fähig, wird auch, wie bey den meisten rohen Völkern, von den Männern zur harten Arbeit gemißbraucht. Selbst während ihrer Schwangerschaft, ja sogleich nach ihren Kindbetten, welche ihnen freylich nicht sehr schwer fallen, bearbeiten sie sogar in ihrer Heimath, als freye Menschen, das Feld.

Die Negerinnen sind nicht ohne Annehmlichkeiten; sie sind mit dem lebhaftesten Auge bey vielen Völkern sehr gut gebildet; und ihr Busen ist nicht durchgängig so widerstehend ge-

füllt, daß sie dem Kinde auf dem Rücken der Mutter die Brust reichen könnten. — Und nun zum Geiste und Charakter dieses Volkes.

Eine brennende Sonne, ein dadurch ewiger Strom von Licht und Kraft, stets der heftigste Drang zum Wachsen und vermehren; dieß ist die Natur des Vaterlandes der Schwarzen.

Hier gebiert die Macht des Klima hohe Sinnlichkeit. Wilde Leidenschaften strengen pausenweise Geist und Körper an; beydes sinket hierdurch zur Erschlaffung hinab, und Sucht nach Ruhe tritt an ihre Stelle. Hohe Indolenz flößt also schon die Muttermilch dem Neger ein, und übermäßige Sättigung erzeugt Gleichgültigkeit.

Was steht auch nicht seinem Gaumen, ja allen seinen Sinnen auf das bequemste zu Gebothe? Kaum rührt er die Erdscholle um, so geben vielfache Getreidearten ihm hundertfältig die Einsaat zurück. Ohne Anbau schießen für ihn die saftigsten Früchte und feinsten Wohlgerüche hervor; der einzige Palmbaum gewährt ihm den erquickendsten Wein, eine wohlschmeckende Nahrung, einige Theile seines Hausraths und fast die ganze Bedeckung seines Körpers und seiner Wohnung, seine dickere Haut macht ihm daneben mehrere Widrigkeiten erträglich.

So groß ist die Trägheit des Negers, daß er, dem Adanson und ähnlichen gültigen Zeugnissen zu Folge, auf seinem reichen Boden

zu Zeiten Hunger leidet, ja sich sorglos den Anfällen der reissenden Thiere preisgibt.

Diese Indolenz hält freylich die Ausbildung der Geistesanlagen beym Neger in seinem Klima zurück; allein sie beraubt ihn derselben nicht durchaus. Hier einige der unläugbarsten Beweise, wie fast jede Art der Industrie und der Kenntnisse, wo nicht stets von ganzen Negervölkern, doch von sehr vielen Individuen mit glücklichem Erfolge bearbeitet werden.

Schon in den frühesten Zeiten ihres Bekanntwerdens mit den Europäern, besaßen mehrere Negernationen verschiedene Zweige des rafinirtesten Kunstfleißes. Dahin gehört vorzüglich die ganze Bearbeitung des so schwer zu erzielenden Eisens. Als Compagnon 1716 nach Bambouc vordrang, fand er, daß die Einwohner dieses goldreichen Landes aus ihren Eisenminen ein sehr brauchbares Eisen zu schmelzen, und es in Kessel und sonstiges Geräth zu verarbeiten verstanden. Jetzt bestätigt und erläutert uns Mungo Park diese merkwürdige Thatsache. Bey Kamalia, noch 50 Meilen weiter landeinwärts, verschmelzen die Neger ihr selbst gegrabenes Eisen in hohen Oefen; bedienen sich dazu ordentlicher Blasebälge und verfertigen daraus fast mit Europäischer Geschicklichkeit brauchbare Instrumente und anderes Hausgeräth.

Für das zweyte wichtigste Gewerbe halten die Neger, ihren Bedürfnissen gemäß, das Lederbereiten. Die Karavankihs oder Lederberei-

ter, ziehen dort im Binnenlande umher, und verstehen die Kunst, das Leder dadurch sehr schnell zu gerben, daß sie die Haut zuerst in eine Auflösung von Holzasche und Wasser einweichen, bis zum Abgehen des Haares, und sich darauf der zerstoßenen Rinde des Baumes Guh zum adstringirenden Mittel bedienen. Sie machen durch häufiges Reiben und Klopfen zwischen Steinen das Leder so weich als möglich.

Rindshäute werden zu Sandalen verarbeitet; sie erfordern nicht so viel Mühe, als die Schaf- oder Ziegenfelle, welche man zu Köcherdecken, zu Scheiden für Amulete (Saffis) oder zu allerley Schmuck verbraucht. Diese Felle werden gewöhnlich gelb oder roth gefärbt; gelb, mit der Wurzel, welche Mungo Park wieder entfallen war; roth, mit den gepülverten Halmen der Hirse.

Auch in der Weberey haben es die Neger weit gebracht, obgleich die Breite ihres Gewebes nur sehr schmal ist, und daher häufiges Aneinandersetzen der Stücke erfordert. In den Königreichen Whydah und Benin verfertigen sie auf ihren sehr eingeschränkten Werkstühlen treffliche Zeuge, die den besten Europäischen Waaren nichts nachgeben.

Auch sind die Neger sehr gute Bierbrauer. Mungo Park trank bey ihnen treffliches Bier, welches er dem besten Engländischen völlig zur Seite setzt. Es wird auch Korn (Holcus spicatus) gebrauet; dieses malzt man, wie bey uns den Weitzen, und statt des Hopfens

bedient man sich einer Wurzel von angenehmer Bitterkeit.

Das Erdreich bringt dort Salpeter hervor, und hieraus verfertigen die Neger Schießpulver, das aber freylich dem unsrigen bis jetzt an Güte sehr nachsteht.

Unter den vier Hauptnationen, welche sich von den Mündungen des Senegals und der Gambia aus tief in das Innere verbreitet finden, nähmlich den Felups, den Jalofen, den Mandigoern und den Fuliern oder Fulahs, zeichnen sich die letztern durch Reinlichkeit, Betriebsamkeit und richtigen Verstand vorzüglich aus.

Der Fulier, schwarzgeld, von feinen Gesichtszügen und weichen längern Haaren, treibt den Ackerbau mit entschiedenster Sorgfalt. Außer dem Türkischen Korne (Mais) bauet er auch Hirse, Reiß, Erbsen und andere Küchengewächse. Er hat große Pflanzungen von Baumwolle und Taback, und zieht daneben treffliches Hornvieh, wie auch Pferde, Ziegen und Schafe. Morgens und Abends gibt die Herde fette Milch; doch genießen die Fulier sie nur gesäuert, und die dicke Sahne wird in Kürbißschalen zu Butter gerührt. Diese wird über dem Feuer von allen Unreinigkeiten gesäubert, und sodann in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Die Hitze des Klima und der Mangel an Salz sind Schuld, daß daraus kein Käse gemacht wird.

Digitized by Google

Ihre weiße Kleidung, von den Frauen aus eigener Baumwolle verfertiget, halten die Fulier ebenfalls so reinlich, wie ihre Wohnungen selbst.

Moore hat uns durch eine schöne Zeichnung einen anschaulichen Begriff von der Ordnung gegeben, welche in den Städten dieses schätzbaren Volks herrscht. Die Straßen sind weit und regelmäßig, und die Häuser, obgleich nur von Thon, mit einem Strohdache gedeckt, werden von den Frauen stets sauber gehalten. Die Palliſaden um die Stadt schließen sich, zum bessern Schutze schieflaufend, gegen einander. Innerhalb dieser ersten Einfassung steht der kostbare Anbau von Baumwolle. Außerhalb derselben aber auf der einen Seite der Mais, auf der andern hingegen hält abgezäunt das aus den reichen Weiden zu Hause getriebene Vieh sein Nachtlager. In der Mitte dieser Hürde ist ein höheres Wachthaus errichtet, zum leichtern Entdecken und Verscheichen der wilden Thiere oder der Räuber. Das Ganze umschließt endlich eine dichte Einfassung von starkem stachelichten Gesträuch.

Bey dieser größern Summe der Gewerbe ist dann gleichfalls der Hausrath der Fulier reichhaltiger, als bey den meisten übrigen Negern. Denn bey letzteren besteht er gewöhnlich nur in einigen hölzernen Sesseln, auch wohl einer Bank, Calebassen = Kürbissen = Töpfen, einem eisernen Kessel, Hürden zur Schlafstelle und Matten zum Deckbette.

Digitized by Google

Dieser Geist haushälterischer Thätigkeit und Vorsorge ist es, wodurch die Fulahs den übrigen Negervölkern gleichsam zum Asyl dienen. Von ihnen erhalten letztere, wenn Trägheit oder unvorhergesehene Unglücksfälle sie mit Mangel und Dürftigkeit strafen, alle Arten von Lebensmitteln. Selbst sehr tief ins Innere von Afrika verbreitet, leben die Fulahs theils in größern, theils in kleinern Völkerschaften; und obgleich ihre Regierungsform hin und wieder, wie z. B. in Bondu, monarchisch ist, so bleibt sie dennoch aller Orten sehr gemäßigt, und gewinnt dadurch die Achtung aller übrigen Negernationen. Gastfreyheit ist bey ihnen zu Hause, und nur durch die Religion Muhameds, welche sich bey ihnen angesiedelt hat, ist jene gutmüthige Aufnahme des Fremden um etwas gemindert. Indeß gewinnen sie auf der andern Seite durch diese fremde Religion die Enthaltsamkeit von starken Getränken, und einen ordentlichen Unterricht ihrer Jugend, die von den Priestern in den Schulen zum Lesen und Schreiben und zur Erlernung des Korans angehalten werden. Bey diesen friedlichen Eigenschaften sind indeß die Fulahs tapfere Vertheidiger des väterlichen Herdes, und berühmt als Jäger der Elephanten, die ihren Pflanzungen so großen Schaden zufügen.

Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erregte ein Fulier durch seine seltenen Gaben die Aufmerksamkeit Englands. Job Ben Salomon, nach seinem Familiennahmen

Jallo genannt, ein Enkel des Oberpriesters Ibrahim, welcher die Stadt Bondu im Reiche Galam erbauet hatte, wurde von seinem Vater, dem jene Würde erblich zugefallen war, nach der Gambia gesandt, um dort Papier und andere Europäische Bedürfnisse gegen Sclaven einzuhandeln. Bey der Rückkehr nach seiner Heimath überfielen ihn, gerade als er seine Waffen abgelegt hatte, Mandigoer-Räuber, machten ihn zum Gefangenen, und verkauften ihn an einen Sclavenhändler, der ihn nach Maryland in Amerika führte. Die Härte seines dortigen Herrn zwang ihn zu entlaufen, und ob er gleich wieder ergriffen wurde, so entdeckte man dennoch bey dieser Gelegenheit seinen Ursprung und seine unglückliche Gefangennehmung. Er wurde gelinder gehalten, und ein Engländer, den sein Schicksal rührte, machte ihn von seinem Herrn los, und führte ihn mit sich nach London.

Hier nahmen sein schönes Ansehen, sein anständiges Betragen und seine seltenen Fähigkeiten jedermann für ihn ein. Er besaß nähmlich nicht nur ein so starkes Gedächtniß, daß er den ganzen Koran bereits seit seinem 15ten Jahre auswendig wußte, und ihn in England drey Mahl aus dem Kopfe niederschrieb; sondern er hatte auch ein schnelles und richtiges Fassungsvermögen. Nach einer einzigen Zerlegung einer Taschenuhr verstand er sogleich ihren ganzen Bau sehr richtig; und ein Modell von einer Kornmühle, welches man nur Ein Mahl vor

ihm zerlegte, setzte er auf das vollkommenste wieder zusammen. Obgleich ein Muhamedaner, beurtheilte er dennoch unsere Religion mit eben so vieler Klugheit als Ehrfurcht. Selbst die königliche Familie wurde von ihm (1734) auf das angenehmste unterhalten, und entließ ihn mit ansehnlichen Geschenken. Durch seine vielen Wohlthäter stieg sein Vermögen auf 500 Pfund Sterling. Hiermit zahlte er sein Lösegeld zurück, und kam als ein bemittelter Mann, zum Erstaunen der Fulahs, mit Ruhm und Ehre wieder zu den Seinigen, denen er, weil noch kein als Sclave verkaufter Schwarzer zurückgekehrt war, ein Wunder schien. Er beschrieb sein Schicksal selbst, und Bluet ließ den Aufsatz drucken.

Der Neger hat nicht bloß gezeigt, daß er, wie fast jede Nation, selbst rohere Völker nicht ausgeschlossen, einen entscheidenden Hang zur Dichtkunst hege, sondern er hat auch Beweise gegeben, daß er bey einiger Gelegenheit, seine seltenen Anlagen zur Poesie zu entwickeln, sich darin dem cultivirtesten Europäer gleich setzen könne. Doch zu einer andern Geschichte!

Ein Negermädchen von 8 Jahren wurde 1761 in Afrika geraubt, und von einem Sclavenhändler nach Amerika geführt, und an Herrn J. Wheateley in Boston verhandelt. In 6 Monathe erlernte dieß Kind, welches nach seinem Herrn Phyllis Wheateley genannt wurde, das Engländische; fand auch bey der guten Behandlung in der Familie ihres Herrn

Gelegenheit, sich einige Fertigkeit im Lateinischen zu erwerben. Ihre Talente für die Dichtkunst entwickelten sich gleichfalls schnell. Im Jahre 1773 machte sie auf Zuredung und Unterstützung ihrer Frau 38 Gedichte öffentlich bekannt. Eine Strophe aus den Gedanken über die Einbildungskraft mag zum Beweise des Genies dieser Schwarzen dienen; und durch einen unserer vorzüglichsten Dichter (Herrn Eschenburg) wurde sie Deutschen Lesern in einer schönen metrischen Uebersetzung mitgetheilt.

Thougths on Imagination.

Now here now there the roving *fancy* flies,
Till some lov'd object strikes, her wandring eyes,
Whose silken fetters all the senses bind,
And soft captivity involves the mind.
Imagination! who can sing thy force
Or who describes the swiftness of thy course?
Soaring through air to find the bright abode,
Th' empyreal palace of the thundring God,
We on thy pinions can surpass the wind
And leave the rolling Univers behind:
From star to star the mental opties rove,
Measure the skies, and range the realms above,

There in one view we grasp the migthy whole,
Or with new worldes amaze th'un bounded sout.

Hier, dorthin irrt der Flug der Phantaſie,
Bis ein geliebter Gegenſtand ihn hemmt,
Deß ſeidne Feſſeln alle Sinne binden,
Deß Fülle ſanft die ganze Seel umfaßt.
Einbildungskraft! wer ſinget deine Stärke,
Und wer beſchränkt die Schnelle deines Flugs?
Die Lüfte theilſt du, ſtrebſt zum höhern Sitze,
Zum lichterfüllten Thron des Donners auf.
Auf deinem Fittig eilen wir den Winden
Zuvor, und laſſen hinter uns den Erdball.
Von Stern zu Sterne ſchwärmt des Geiſtes Auge,
Mißt Himmel, und vertheilt das Wolkenreich,
Das mächt'ge Ganze faßt ein einz'ger Blick,
Der Geiſt, entfeſſelt, ſtaunt vor neuen Welten.

Auch bey dem uncultivirten Neger ſelbſt zeigen ſich ſchätzbare Spuren dieſes dichteriſchen Geiſtes. Sie haben herumziehende Dichter (Jourits), welche die Thaten der Großen, oder auch das Lob und die Geſchichte eines jeden ſie intereſſirenden oder belohnenden Mannes aus dem Stegreife beſingen; und Mungo Park gibt ein ſchönes Beyſpiel des Dichtertalents und zugleich der Gutmüthigkeit des ſchönen Geſchlechts in Afrika. Als dieſer kühne Reiſende an einem ungeſtümen Abende, hungernd und von allen ver-

Digitized by Google

lassen, sich zum Uebernachten unter einen Baum zu setzen gezwungen sah, erregte er das Mitleid einer vorbeygehenden Negerinn. Sie führte ihn gutmüthig in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte für ihn aus, setzte ihm einen gebratenen Fisch zum Abendessen vor, und deutete ihm an, er könne sich nun ohne Sorgen schlafen legen. Während seines Nachtlagers fuhren die weiblichen Hausgenossen seiner Wohlthäterinn fort, Baumwolle zu spinnen, und eine derselben sang nun folgendes Lied nach einer sanften und klagenden Melodie, wovon die übrigen die letzten Worte der Strophe als Chor begleiteten:

Die Winde sausten, der Regen fiel.
Der arme Weiße, matt und verdrossen,
Kam, und setzte sich unter unsern Baum.
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt;
Keine Frau, die ihm Korn stampft.

Chor.

Beklaget den Weißen; keine Mutter hat
Er mehr, die ihm Milch bringt; keine
Frau, die ihm Korn stampft.

Aus den früheren Zeiten verdient folgendes Zeugniß für die Fähigkeiten des schwarzen Frauenzimmers mehr bekannt zu seyn. Der General-Director der Französisch-Afrikanischen Compagnie am Senegal, Brue, fand im Jahre 1701 bey dem Negerkönige von Barrah

ein seltenes schwarzes Frauenzimmer, welches man Signora Belinguera nannte. Groß und schön gebildet, dabey von den ausgezeichnetsten Geistesgaben, fesselte sie so wohl den Neger, als den Europäer; damahls beherrschte sie den König von Barrah. Sie redete mit großer Vollkommenheit Französisch, Engländisch und Portugiesisch, und schrieb auch diese Sprachen geläufig. In dem geschmackvollsten Anzuge und in einem schönen Hause, das völlig nach Europäischer Art meublirt war, empfing sie den General Brue. In gleichem Style fand er das Mittagsmahl; aber während daß die Gäste sich so wohl den Palmwein, als den Punsch nur zu sehr schmecken ließen, genoß sie selbst fast nur Wasser, und unterhielt die Tafel auf eine so interessante Art, daß der Franzose gesteht, man sey sehr glücklich gewesen, wenn man sich durch einige Geschenke von diesem gefährlichen Frauenzimmer habe losreissen können.

Für die ernsthaften Wissenschaften sind in den uns näherliegenden Jahren besonders zwey Neger als vorzügliche Köpfe berühmt geworden. Banneker, ein Freyneger in Amerika, studirte in den wenigen Stunden, die ihm sein Acker frey ließ, Fergusons und unsers Tobias Mayers astronomische Werke, und ward bald ein vorzüglicher Mann in der Sternkunde; er gab Proben davon in dem von ihm herausgegebenen Kalender. — Fuller zeigte selbst noch in seinem siebenzigsten Jahre eine erstaunliche Fertigkeit im Kopfe zu rechnen, worin

überhaupt die Neger in ihrem Vaterlande den weißen Handelsbedienten Bewunderung abzwingen. In einer halben Minute beantwortete er die Frage, wie viel Secunden ein Mann von 70 Jahren 17 Tagen und 12 Stunden durchlebt hätte, durch die Zahl 2210 Millionen 500800; und da einer von der Gesellschaft, der diese Aufgabe auf dem Papiere nachgerechnet hatte, behauptete, er habe Unrecht, antwortete Fuller: Massa! (Herr) ihr habt nicht gehörig auf die Schaltjahre Acht gehabt; da es sich dann nach gehöriger Berichtigung fand, daß die Rechnung des Negers genau mit der Wahrheit zutreffe.

Wir haben Neger gehabt, welche wegen ihrer Talente in die Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgenommen wurden; andere kennt man als vorzügliche Aerzte, Musiker, Prediger, Ingenieurs, Doctoren der Weltweisheit und vorzügliche Schriftsteller; von letztern sind vor kurzem Sancho und Vasso in England berühmt geworden.

Treffliche Anlagen zur Cultur sind also den Schwarzen mit den Weißen gemein. Allein unter jenem brennenden Himmel wird sich der glücklichste Keim der Geisteskraft nie zu großen Arbeiten und Unternehmungen von dauerndem Anhalten erheben. Keinen Cäsar oder Newton, keinen Peter I. oder Leibnitz, wird das innere Afrika so leicht hervor gehen lassen.

Dem

Dem Neger, gleichgültig gemacht durch die steten Schönheiten, die sein Klima Jahr aus Jahr ein in schwelgerischer Mannigfaltigkeit seinen Sinnen vorhält, ists genug, im Schatten der hohen Palme die milde Luft einzuathmen, und beym Dampfen seiner Pfeife nach geringer Anstrengung ein mäßiges Mahl mit seinen Weibern zu theilen. So wie aber plötzliche Wetter, furchtbare Orkane seinen schwülen Himmel bestürmen, so überwältigt die innere Gluth wilder Leidenschaft oftmahls jenen Hauptzug aller Neger, die Indolenz. Wir betrachten nun seinen moralischen Charakter näher.

Eitelkeit, Stolz, Weiberliebe und Rache treiben ihn zu der fühlloseſten Grausamkeit; auch ist der Geitz ihm nicht fremd. Seine schönere Seite, und diese mag hier vorangehen, zeigt aber dagegen unzertrennliche Freundschaft, hohe Redlichkeit, kindliche Liebe und wahren Edelmuth.

Zwey Neger, innigste Freunde, von männlichen Jahren und edelsten Anstande, brachte man aus dem innern Afrika auf den Sclavenmarkt in St. Cruz auf Cuba. Als der Sclavenhändler sie zum Verkaufe vorführte, fielen sie vor ihm nieder, umfaßten seine Knie, und bathen flehentlich um die einzige, leicht zu bewilligende Gnade, in ihrer Sclaverey nicht getrennt zu werden, unter ein und demselben Herrn sich in ihren Ketten zu trösten. Abgestumpft gegen jedes menschliche Gefühl folgte der Kaufmann nur der gewohnten Stimme des Wuchers, und die

beyden Freunde wurden verschiedenen Herren zu Theil. Tief erschüttert über diese kalte Grausamkeit, hörten sie dennoch ihr Schicksal mit ruhiger Ergebung an, nur bathen sie um die Erlaubniß, ungestört sich auf einige Augenblicke zum letzten Mahle unterhalten zu dürfen. Mit innigster Wärme umarmten sie sich, schieden mit ruhiger Ergebung, wurden jeder zu seinem neuen Herrn abgeführt, und genau nach sieben Tagen fand man jeden an einem Baume erhangen.

Als 1733 die schwarzen Sclaven auf der Dänischen Insel St. Jan in Aufruhr waren, verzweifelten die Weißen an ihrer Erhaltung. Einer von diesen Pflanzern reichte bereits, um wenigstens nicht von fremden Händen zu sterben, einem seiner eigenen Sclaven die Flinte, mit der Bitte, ihn selbst zu erschießen, nur seiner Frau und Kinder zu schonen. „Mein Herr!" antwortete der treue Neger, „ich werde dich nicht tödten, noch soll irgend ein anderer dieß wagen, bevor man mir nicht selbst mein Leben wird genommen haben."

Quaschi war als Kind in Afrika geraubt, und nach einer Pflanzung auf St. Christoph verkauft worden. Sein Herr fand den Negerknaben eben so vorzüglich von Herzen als von Kopfe, und ließ ihn daher mit seinem eigenen Sohne erziehen. Als Gespiel seines künftigen Herrn wuchs nun Quaschi auf; beyde liebten sich wie Brüder, allein der Sohn des Herrn war zwar von rechtschaffenem aber heftigem und

Digitized by Google

strengem Charakter. Gleich nach dem Tode des Vaters vertraute er dem Quaschi die Oberaufsicht über die übrigen Schwarzen, und diese ehrten ihn als einen gerechten Mann, dem aber der Nutzen seines Herrn sehr am Herzen lag. Indeß ließ er, aller Sorgfalt ungeachtet, sich einstens eine Fahrlässigkeit im Dienste zu Schulden kommen, und da ihm die Strenge seines Herrn bekannt war, so fürchtete er die Bestrafung desto lebhafter, je tadelfreyer und geachteter er bis jetzt gewesen war.

Die Negersklaven setzen einen sehr hohen Werth darin, ihre Haut nicht durch die entehrende Sclavengeißel geschändet zu sehen. Ein sonst von seinem Herrn geschätzter Sclave sucht deßhalb bey einem Versehen, welches ihn dergleichen bleibenden Merkmahlen der Schande aussetzt, durch Fürsprache von einem Freunde des Herrn sich dieser zu entziehen.

Quaschi hatte sich, bey der Kenntniß von der Strenge seines Herrn, heimlich entfernt, um einen solchen Fürsprecher für sich aufzusuchen. Gerade als er sich des Abends aus seinem Zufluchtsorte hervorwagte, stieß er, durch ein unglückliches Ungefähr auf seinem, die Plantage durchgehenden Herrn. Der unerwartete Anblick des Entflohenen, und der Verdruß, ihn so lange unbestraft zu wissen, spornte ihn, den fliehenden Quaschi bald einzuholen. Allein das Gefühl der Unschuld, und die Furcht vor unverdienter bleibender Entehrung, flößten diesem Kraft zu dem heftigsten Widerstande ein. Bey-

de nervichte junge Männer kämpften mit größter Anstrengung; nur die Verzweiflung des Sclaven behielt die Oberhand. Der Herr stürzte ächzend unter ihm zu Boden. Quaschi setzte ihm das Knie auf die Brust, hielt mit Einer Hand dessen Arme fest, während daß er mit der andern ein großes Messer hervorzog. „Massa! (Herr)“ rief er, „ich bin mit euch von Kindesbeinen aufgewachsen, ich war euer Spielbruder, und liebte euch mehr, als mich selbst. Jetzt bin ich unschuldig; ja, wäre ich selbst schuldig, so hätte ich stets Recht, auf eure Freundschaft rechnen zu dürfen. Dennoch habt ihr mich zu einer schmählichen, mich auf immer entehrenden Strafe verdammt. Nur auf die Art will ich ihr entgehen.“ Bey diesen Worten zog er sich selbst das Messer durch die Kehle, und sank in seinem Blute auf den unter ihm zitternden, erstaunten Tyrannen.

Mit Unrecht beschuldigt man den Neger der Gefühllosigkeit gegen die Aeltern. Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht, war längst in Afrika ein geltender Spruch, und dem Mungo Park zu Folge ist es die größte Beleidigung für den Sohn, wenn man von seiner Mutter schlecht spricht. Folgender Zug kindlicher Liebe verdiente sicher eben so sehr ein eigenes Schauspiel, als der Honnête Criminel des Sedaine.

Ein Agraffi-Neger am Flusse Volta war durch Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der

Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst übrig. Aus Vaterliebe wählte er das Letzte, und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sclavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Abreise nach Westindien, als sein Sohn tief gerührt über das Schicksal seines Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreyen. Er kam nebst Mehreren seiner Familie zu dem Schiffe, mit dem Verlangen, einen bejahrten Sclaven gegen einen jüngern umzutauschen. Der Anblick eines schönen, stark gebauten Negers bewirkte die schnellste Einwilligung des Tausches. Als nun aber dieser Sohn den Vater in Ketten vorführen sah, welch eine Scene! Er stürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen, ihn retten zu können, ließ sich für ihn in die Eisen schlagen, und blickte mit unglaublicher Genugthuung und Heiterkeit auf die Seinigen hin. Wer ward bey diesem erhabenen Schauspiele nicht gerührt? Nur der rohe Menschenhändler blieb ohne weitere Theilnahme über den wuchervollen Tausch. Aber der brave Isert, der Erzähler und Augenzeuge dieser Scene, ertrug sie nicht unthätig. Er zeigte diese erhabene Handlung dem Gouverneur der dortigen Dänischen Besitzungen an; warum schenkte er uns nicht dessen Nahmen? denn der würdige Mann, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte so fort gleichfalls die Befreyung des Sohnes, und so erntete dieser durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland, in Gesellschaft seines Vaters und

Digitized by Google

seiner übrigen Familie, den Lohn der edelsten That.

Auch von brüderlicher Liebe finden sich unter den Negern schöne Beyspiele.

Bey den Zügen, welche der Capitän Stedmann gegen die rebellischen Neger im Innern der Colonie von Surinam vornahm, wurde ein Anführer der sogenannten Negerjäger, Valentin, durch einen Schuß von den Maron-Negern (Rebellen) zu Boden gestreckt. Sein Bruder Avantage, warf sich mit den lebhaftesten Gefühlen des Schmerzens neben ihn nieder, sog das Blut aus der Wunde, schwur den feyerlichsten Eid, den Tod zu rächen, und endigte diese Scene mit den Worten: „wenn ich dieses mit meinem Tode werde besiegelt haben, dann hoffe ich dich, geliebter Bruder, in einer glücklichern Welt wieder zu sehen.“

Für die unerschütterliche Redlichkeit eines Negers gegen seinen Gast bürget folgende Geschichte: Im Jahre 1752 sah sich der Engländer Murrai, ein Arzt eines Sclavenschiffes, gezwungen, krankheitshalber auf der Küste von Benin bey einem Neger allein zurück zu bleiben. Bald darauf landete dort ein Holländischer Sclavenhändler. Mehrere freye Neger besuchten das Schiff aus Neugierde, und wurden auf die treuloseste Weise von den Holländern in Ketten gelegt. Die Anverwandten dieser niedrig Betrogenen erhoben die lautesten Klagen, rannten, da sie sich nicht an den Holländern rächen konnten, wüthend zu dem Hause des

Wirths des Engländers, und forderten, er solle ihrer Rache den Weißen preis geben, weil die Weißen ihre Brüder geraubt hätten. Murrais Hauswirth antwortete ihnen mit entschiedenster Festigkeit: „tödtet die schuldigen Weißen; der meinige ist ein braver Mann; mein Haus ist seine Festung, und ich selbst sein Verfechter. Nur erst, wenn ihr mich werdet getödtet haben, könnt ihr ihn umbringen. Denn, Freunde! sagt mir, wer von euch würde je bey mir wieder einkehren, wenn mein Haus von dem Blute eines Unschuldigen befleckt würde?" Die Neger fühlten sich beschämt, und behandelten nachher den Engländischen Arzt mit vieler Gutherzigkeit.

Von dem Edelsinne der Neger gibt es indeß schwerlich ein erhabneres Beyspiel, das zugleich den Contrast zwischen ihnen und den wilden, bigotten Mauren so auffallend darstellt, als folgende von Mungo Park bewährt gefundene Geschichte.

Almami Abdulkader, König von Futa Torre, einem westlich von Bondu gelegenen Lande, ließ, als heftiger Zelote für die Ausbreitung des Glaubens Muhameds, den Donnel, König der heidnischen Dschalofen, feyerlich auffordern, die Muhamedanische Religion anzunehmen. Die hierzu gewählten Gesandten trugen zwey große Messer an hohen Stangen, und legten sie mit folgender Anrede an den Donnel vor ihm nieder: „mit diesem Messer wird Abdulkader dem Könige Don-

del selbst das Haupt scheren, wenn er sich entschließt, den Glauben Muhameds anzunehmen; aber mit diesem zweyten Messer wird er ihm dagegen die Kehle abschneiden, wenn er sich dessen weigert. Jetzt wähle."

Donnel antwortete mit ruhiger Entschlossenheit, er bedürfe keiner Wahl; er wolle sich weder das Haupt scheren, noch die Kehle abschneiden lassen. Nach dieser Antwort wurden die Gesandten auf das höflichste entlassen. Abdulkader fiel hierauf mit einem mächtigen Heere in Donnels Länder ein. Die Bewohner der Städte und Dörfer verschütteten bey seiner Annäherung durchgehends die Brunnen, vernichteten ihre Vorräthe, und flüchteten mit dem Reste ihrer Habseligkeiten. Hierdurch wurde Abdulkader stets weiter in das feindliche Land hinein gelockt, und wenn er gleich keinen Widerstand antraf, so trieb dennoch der Wassermangel einen großen Theil seiner Mannschaft auf. Er sah sich gezwungen, seinen Weg nach einem Wasserplatze im Innern der Wälder zu nehmen; hier löschten seine Leute den Durst, und legten sich, von Mattigkeit überwältiget, sorglos zum Schlafen nieder. In dieser Verfassung überfiel sie Donnel, und schlug sie gänzlich. Viele wurden schlafend niedergemacht, viele von den Pferden zertreten, viele als Gefangene fortgeführt. Dieses Schicksal traf Abdulkader selbst. Dieser fanatische stolze Fürst, der nur vor wenig Monathen Donnel so trotzig bedroht hatte, sah sich jetzt zu der traurigen Lage erniedriget,

von seinem insolent behandelten Feinde den Lohn seines Frevels erwarten zu müssen. Als der königliche Gefangene in Ketten vor den Donnel gebracht und auf die Erde geworfen wurde, setzte dieser ihm nicht nach Gebrauch den Fuß auf den Nacken, sondern redete mit Gelassenheit ihn folgender Maßen an: „Abdulkader! wenn das Kriegsglück mich in deine jetzige Lage versetzt hätte, und dich in die meinige, wie würdest du mit mir verfahren seyn?“ — „Ich hätte,“ sagte mit Unerschrockenheit, der fanatische boßhafte Maure, „dir meinen Speer ins Herz gestoßen, und ich weiß, daß mich jetzt eben dieß Schicksal erwartet.“ — „Nicht also,“ erwiederte der edle Neger; „mein Speer ist roth genug von dem Blute deiner unglücklichen, im Gefechte gebliebenen Unterthanen; ich könnte es nicht höher färben, wenn ich es auch noch in das deinige tauchte. Aber hierdurch würden weder meine Städte wieder erbauet, noch die Tausende wieder ins Leben zurück gerufen, welche in den Wäldern fielen. Ich will dich also nicht mit kaltem Blute tödten; ich will dich so lange bey mir als Sclave zurück behalten, bis ich ersehe, daß deine Rückkehr in dein Reich keinem deiner Nachbarn weiter gefährlich ist.“ Abdulkader arbeitete demnach einige Monathe als Sclave; sodann ließ sich Donnel von dessen Unterthanen erbitten, und gab ihnen den König wieder zurück. Die Dichter der Neger (Gourits) feyerten diese edle That in mehreren der dortigen Länder durch eigene Lieder.

Digitized by Google

Jetzt zu den unvortheilhaften Partien im Charakter der Neger, zu der Kehrseite der Medaille. Eitelkeit, Stolz und Habsucht erzeugt unter den Negern, wie unter den Weißen, Fehde und Blutvergießen.

Unter zwey kleinen Negerkönigen erregte eine Europäische Grenadiermütze eine blutige Fehde. Jede der vornehmsten Gemahlinnen wollte sich dadurch auszeichnen, und beyde Majestäten vergoßen deßhalb das Blut ihrer unschuldigen Unterthanen. — Auf ähnliche Art gab der Vorzug, bey feyerlichen Gelegenheiten und auf den Schiffen der Sclavenhändler Schuhe tragen zu dürfen, zwischen zweyen solcher Königlein einen zweyjährigen Krieg. Und so unbedeutend diese Majestäten auch waren, da oftmahls ihre ganze Macht nur aus einigen hundert elend bewaffneten Negern besteht, so fragte doch einer derselben, ob nicht seine Größe am Hofe Ludwigs XV. viel Aufsehens erregte.

Diese Sucht zu glänzen äußert sich oftmahls auf die lächerlichste Weise. Auf einem Ostindienfahrer, welcher in Madagaskar anlegte, sah ein dortiger Negerfürst zufällig einen nach Indien gehenden Engländischen Richter (Judge) in seiner großen Rechtsgelehrten-Perücke. Sogleich verlangte er auf das ungestümste diese Perücke. Als man den Richter nicht bewegen konnte, dem Fürsten zu willfahren, half ein verschlagener Matrose dem deßhalb besorgten Schiffshauptmann aus der Noth. Er zertheilte oder zerfaserte vielmehr alte Schiffs-

thane, kräuselte und verwebte diesen Hanf, und bildete daraus etwas, einer ungeheuern Perücke Aehnliches. Diesen ungestalteten Kopfputz both man Sr. Majestät dar. Der König, vor Freuden außer sich, berief sein ganzes Volk, um bey der Einweihung, bey dem ersten Aufsetzen der Hanfperücke gegenwärtig zu seyn. Man denke sich einen fast nackten Schwarzen, nur etwa mit hochrothen Pagnen, die Arme und Beine mit silbernen und metallnen Armbändern und Corallen, in den Ohren große goldene Ringe und hierbey diese Wolkenperücke aus dünnen Bindfäden! Dennoch jubelte das Volk vor Erstaunen über den so ausstaffirten Monarchen.

Fast alle Negerfürsten haben durchaus keinen Sinn für das, wofür sie wirklich da sind, nähmlich für das Glück ihrer Unterthanen. Alles, was sie umgibt, ist für ihre Laune geschaffen; alles, bis auf den ersten Minister, ist verkäuflicher Sclave; ja, das Blut des freyen Unterthanen fließt oftmahls bloß deßwegen, weil es der Despot will. Diese entsetzliche Regierungsform ist dort unendlich alt, und, sonderbar genug, sie besteht neben angrenzenden republikanischen Verfassungen.

Die Europäer haben unläugbar die Gelegenheit zu den Kriegen und ihren fürchterlichen Folgen vermehrt; denn unsere Waaren haben die Begierde der Neger rege gemacht, haben dadurch die Despoten gereitzt, ihren Nachbarn die Unterthanen zu rauben, um von den Europäischen Menschenhändlern Branntwein, Taback,

Tuch, Leinwand, Corallen, Wein, Eisen, Gewehr, Pulver und viele andere ihnen vormahls unbekannte Dinge, welche ihnen jetzt Bedürfnisse geworden sind, dafür einzuhandeln.

Diese Kriege erstrecken sich jetzt nicht bloß auf monarchische Regierungen, sondern selbst in einzelnen Städten treten die Einwohner gegen einander auf; und hierbey zeigen die Neger unglaubliche Grausamkeit. Hier scheinen einige Nachrichten von dem Kriegswesen der Neger zweckmäßig zu seyn.

Die Bekanntschaft mit den Europäern hat den schwarzen Küstenvölkern das Feuergewehr in die Hände gegeben. Tiefer im Lande wohnende Neger erhalten von diesen durch Handel gegen Gold, Sclaven, Elfenbein oder andere Waaren, zuweilen auch unsere Flinten und Pulver; sehr hoch im Binnenlande hinauf lebende Neger fechten aber nur noch größten Theils mit Bogen und Pfeil, mit Säbeln und Assagayen (Lanzen), ja einige bedienen sich noch der Streitbeile und schwerer hölzerner Keulen, und selbst Schwerter und Säbel von festem und hartem Holze. Ihre Vertheidigungswaffen sind hölzerne, lederne oder aus dünnen Zweigen geflochtene Schilder.

Die Rüstung und der militärische Anzug ist dem Isert zu Folge höchst sonderbar.

Den friedlichen Neger bedeckt, außer dem kleineren Schamtuche, gewöhnlich von den Hüften ein großes Stück Cattun oder Seide Pagne (von Panno portug.) genannt, bis zu den Wa-

den hinab. Der Soldat behält hiervon allein das Erste, und bemahlt sich den schwarzen nackten Körper mit weißer, auch rother Erde. Um dem Feinde noch gräßlicher zu erscheinen, bilden sie sich monströse Helme oder Mützen. Ein frisch über ein Holz gezogenes und dadurch zurechte geformtes Kuhfell, oder ein auf ähnliche Weise bereitetes Elephantenohr, ja selbst die Wirbelbeine eines großen Fisches werden in Mützen verwandelt, und diesen oftmahls noch ein langer Schweif von schwarz und weißen Falkenfedern hinzugefügt. Andere wissen hierzu das Kopffell eines großen schwarzen Affen oder einer Tiegerart so zu formen, daß sie gerade durch die Augenhöhlen des Thiers selbst hindurch sehen; ein Streifen von dem Felle des Thieres hängt dabey lang auf dem Rücken hinab.

Nebst der Flinte tragen sie eine Patrontasche von Tiegerfell, mit 16 Patronenhülsen, die, wenn auch nicht mit Kugeln, doch mit gehacktem Eisen oder mit kleinen Steinen gefüllt sind. Um die Hüften hangen an ledernen Gürteln große Messer oder ein Säbel; ferner ein Strick zum Binden der Gefangenen, ein Beutel voll gerösteten Maismehls, und eine kleine Kürbißschale als Trinkgefäß.

Andere führen nur Bogen und Pfeile, deren Spitzen bey einigen Nationen vergiftet sind; ferner Säbel und mit eisernen Spitzen versehene Wurfspieße. Auch kleinerer schwerer Wurfkeulen wissen sich einige auf das fürchterlichste

Digitized by Google

zum Zerschmettern der Glieder in der Weite zu bedienen.

Die Hauptleute oder die Großen, die Kabossier (Caboceros portug. Vorsteher einer Municipalität) zeichnen sich daneben durch einen Commandostab, oder oftmahls durch große Federn auf den Mützen aus. Ihnen wird ein Sonnenschirm, auch wohl ein Stuhl nachgetragen.

Jeder Hauptmann commandirt seine eigene Rotte; fast niemahls macht die Armee ein großes Ganzes aus, das planmäßig zusammen wirkt. Fünf hundert Mann nennt man schon eine Armee; drey bis vier tausend ist etwas sehr Beträchtliches. Weiter im Innern gibt es freylich Völker, die Armeen von hundert Tausenden stellen, und selbst der König von Cajor, der Donnel, Herr eines Reiches, das (1787) von anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt war, hielt 7000 Mann mit unsern Waffen geübter, regelmäßig besoldeter Truppen, die als Uniform eine orange Weste trugen.

Der Anblick vieler tausend nackter, schwarzer, so gräßlich ausstaffirter Menschen, verbunden mit dem wilden Geheul und dem widrigen, hohlen Lärm ihrer groben hölzernen Trommeln, und aus Elephantenzähnen geschnitzter Kriegshörner, erregt Schauder. Allein ein geschlossenes Corps Europäischer Soldaten zertrümmerte dem ungeachtet sehr leicht eine sechsfach größere Negerarmee. Wenn nähmlich diese gleich zu Anfang in Schlachtordnung steht, so ist doch

Digitized by Google

nirgend ein regelmäßiger Plan, und niemahls Ausdauer. Jeder Haufe oder Rotte ficht für sich; das Fliehen einzelner Neger zieht den Verlust seiner Rotte nach sich, und dieses gewöhnlich den Verlust der Schlacht. Letztere dauert selten länger, als ein oder zwey Stunden; und gleich darauf zeigt sich die kälteste Grausamkeit der Sieger. Die fliehenden Feinde werden niedergehauen oder mit Stricken gebunden, um als Sclaven verkauft zu werden. Ja man spart sie oft nicht einmahl dazu auf. Gegen Barbot rühmte sich ein Krieger, 23 solcher Unglücklichen den untersten Kinnbacken abgelöset zu haben, um sie in diesem entsetzlichen Zustande umkommen zu lassen. Bey andern Negernationen sterben die Gefangenen durch die Beraubung aller äußern Zeugungstheile; beydes dient den Siegern zum Zeichen ihres Triumphs. Große Heerführer opfern nach wichtigen Siegen einige tausend Gefangene ihren Göttern. Alles was die Sieger nur aufhalten kann, oder für sie nur unbrauchbar scheint, wird mit unbegreiflichem Kaltsinne aufgerieben, z. B. Greise, Verwundete und Kinder; Städte, Dörfer und die schönsten Pflanzungen von Pisang, Getreide oder Baumwolle werden sogleich niedergebrannt.

Denen in und nach dem Treffen Getödteten hauet der Neger die Köpfe ab. Seelgrave sah im Jahre 1730 bey seiner Reise zum Könige von Dahome, zwey große Beinhäuser mit solchen Köpfen angefüllt: und ein wichtiges Ordens- oder Ritterband besteht dort in einem Halsbande

von aufgereiheten Zähnen der Erschlagenen. Von Feinden von Ansehen werden die Köpfe geräuchert; sie erhalten sich hierdurch sehr lange, und bekommen fast ein noch frischeres Ansehen, als sie im Leben hatten. Gewöhnlicher löset man aber alles Fleisch auf das sauberste ab, und polirt gleichsam die Knochen. Die untere Kinnlade wird sodann an die kleinere Trommel gehangen, der übrige skelettirte Kopf selbst an die größere, und hiermit stolzirt der Sieger viele Jahre nach Beendigung des Krieges.

Unglücklicher Weise dauern die Kriege mit kurzen Absätzen unter den Negervölkern fast beständig fort, selbst auch in solchen Gegenden des Binnenlandes, welchen die Europäischen Waaren noch nicht Bedürfnisse geworden sind.

Vielen Negervölkern muß im Ganzen genommen, ein unbegreiflicher Mangel an Gefühl gegen ihre Nebenmenschen eigen seyn; dieß zeiget sich sogar bey dem weiblichen Geschlechte; und selbst ohne die mindeste Ursache, bey friedlichen Feyerlichkeiten opfert man oftmahls viele der eigenen Mitbürger auf.

Das Erstere beweisen die Heere weiblicher Soldaten, die als etwas diesem wunderbaren Erdtheil noch jetzt Eigenthümliches wohl eine eigene Auseinandersetzung verdienen.

Seit dem 16ten Jahrhunderte hat man Nachricht von kriegerischen Weibern im Innern von dem östlicheren Afrika. Nimmt man auch den Angaben des Pigafetta, de Bry und anderer Erzähler das Unglaubliche, z. B. das

Ab-

Abbrennen der linken Brust, die gänzliche Entfernung von dem männlichen Geschlechte, u. dgl., so bleiben diese bewaffneten Weiber doch stets als ein höchst merkwürdiges Phänomen übrig, dessen Wahrheit sich durch heutige Augenzeugen beurkunden läßt.

Dergleichen Heldinnen lebten damahls unter dem Zepter des großen Monarchen von Monomotapa; und es finden sich ihnen ähnliche noch in unsern Zeiten im Innern der Goldküste. Die Amazonen von Monomotapa machten einen bedeutenden und sehr gefürchteten Theil der dortigen Armeen aus. Ihre Waffen waren nur Bogen und Pfeil; allein ihre Gewandtheit, ihr Muth und ihre Kriegslisten waren selbst den wilden Menschenfressern dortiger Länder furchtbar.

Von den Amazonen der jetzigen Zeiten gibt unter andern der Engländer Dalzel die sicherste Nachricht. Er sah noch vor wenig Jahren 3000 dieser weiblichen Militären des Königs von Dahome, von einem weiblichen Generale angeführt, wie sie der Europäischen Waffen völlig kundig, geschickter ihre Evolutionen machten, als oftmahls ein Corps männlicher Soldaten. Der König benutzt diese seine Garden gleichfalls zum Bestrafen der Großen und der gegen ihn rebellirenden Ortschaften. Sie verheeren alsdann alles, und niemand wagt es, ihnen Widerstand zu thun.

Digitized by Google

Auch das weit entlegene Binnenland gibt in unsern Zeiten gleiche Beweise des kriegerischen Muthes der Negerinnen.

Essaka, eine der entferntesten Provinzen des Königreichs Benin, bildet gegen Abyssinien hin, ein herrliches, gesegnetes Thal. Das Meer und die Weißen sind dort kaum dem Nahmen nach bekannt. Diese Provinz, obgleich dem Könige von Benin unterworfen, wird dennoch wegen ihrer großen Entfernung, durch ihre eigene Obrigkeit, durch die Aeltesten vom Lande regiert. Man nennt sie Embrentsche; und das Zeichen dieser Würde besteht in einer Narbe an der Stirn, welche durch einen Einschnitt hervorgebracht wird. Die Regierung ist milde, und die Lebensart sehr einfach. Dennoch gibt es dort oftmahls blutige Fehden, worin die Weiber, mit breiten Schwertern bewaffnet, neben den Männern fechten.

„Ich war," sagte der gewissenhafte Olaudah Equiano oder Gustav Wasa, „einmahl Augenzeuge eines Gefechtes unserer Gemeinheit. Ich kletterte auf einen Baum in einiger Entfernung, und sah zu. Auf beyden Seiten waren viele Weiber so wohl als Männer; unter andern war auch meine Mutter dabey. Ihre Waffen bestanden in einem breiten Schwerte. Nachdem man eine geraume Zeit mit vieler Wuth gefochten, und viele getödtet hatte, erhielten die Unsrigen den Sieg, und nahmen den feindlichen Anführer gefangen. Er both zwar ein großes Lösegeld, allein er wurde ge-

tödtet. Auch wurde eine angesehene feindliche Jungfrau im Gefechte erschlagen, und ihr Arm auf unserm Marktplatze zur Schau ausgestellt."

Man glaube aber nicht, daß nur die weit entlegenen und daher minder bekannten Völker ausschließlich so gefühllos ihre schwarzen Mitmenschen würgen. Negervölker, unfern der Guineischen Küste, verrichten noch jetzt fast keine feyerliche Handlung, ohne mehrere unschuldige Menschen mit kaltem Blute aufzuopfern, und die entscheidendsten Beweise von Ehre und Größe in die Summe der Ermordeten zu setzen. Römer, Dalzel, Norris und mehrere andere, welche dieß noch ganz vor kurzem bezeugen, geben uns zu gleicher Zeit äußerst merkwürdige Beyspiele, wie sich bey den Negerfürsten die lächerlichste Eitelkeit mit empörender kalter Grausamkeit gepaart findet.

Opocon, König der Assianten, hatte 1741 nach einer großen Schlacht die Akenisten völlig zu Grunde gerichtet. Als ihr König Ursue, ein tapferer Neger, nach 25 erhaltenen Wunden fiel, ermordeten sich eine große Zahl der wichtigsten Anführer der Akenisten selbst, um nicht dem Sieger lebendig in die Hände zu fallen. Die Köpfe der Obersten und des Ursue selbst, brachte man zum Opocon. Er ließ sie mit Gold und Agtien zieren, und befahl seinen Generalen, um den Körper des Ursue einen Kreis zu schließen; in dessen Mitte hielt er dann folgende Rede:

„Hier liegt der große Mann, der seines Gleichen nicht hatte, als Gott und mich selber. Er war aber in Wahrheit der Dritte. Was wäre aus euch, ihr Generale, geworden, wenn er noch da stünde! Ich allein konnte ihn also nur überwältigen. Aber, Bruder Ursue! warum wolltest du nicht weniger seyn, als ich? Du dachtest, du würdest schon eine Gelegenheit finden, mich zu tödten; du dachtest, es müsse nur Ein großer Mann auf der ganzen Welt seyn, und deine Gedanken waren richtig; denn alle Großen haben diese Regel."

Opoccu, setzt Römer hinzu, dachte in dem Augenblicke nicht mehr an die höher landeinwärts wohnenden Kassianten, welche er zuvor bekriegt hatte, von welchen er aber so sehr gedemüthiget wurde, daß er die Erhaltung seines Lebens mit einem Tribut erkaufen mußte.

Die Schauder erregende Eitelkeit dieses Afrikanischen Eroberers zeigte sich nirgend deutlicher, als bey der Audienz, welche er den Bothschaftern der Dänischen Handlungsgesellschaft gab. Sie beschrieben seine Person als eine Mißgeburt von außerordentlicher Länge und ungewöhnlicher Magerkeit. Seine Hände und Füße waren fast doppelt so groß, als gewöhnlich; die Farbe seines Körpers fiel weit mehr ins Rothe als ins Schwarze. Dieß zusammen genommen, bildete ein höchst widriges Ganze, welches aber seinen Völkern Ehrfurcht und Schrecken einflößte.

Opocen gibt Audienz vor seinem Pallaste, einer Wohnung, die nur hauptsächlich, wie bey den übrigen Negerkönigen, durch den Umfang der vielen thönernen Häuser, welche alle mit einer Lehmwand eingefaßt sind, von den Wohnungen der übrigen Schwarzen unterschieden ist.

Hier hat er einen Baum errichten lassen, den Nachrichten zu Folge, sogar bis auf die Blätter von Golde, wahrscheinlicher nur vergoldet, unter dessen Zweigen er seinen Thron setzen ließ. Dieser aber bestand wirklich aus einer erstaunlichen Masse dichten Goldes. Acht Männer trugen ihn herbey vermittelst zweyer Stangen, welche durch die um die ganze Masse geschlungenen Stricke gesteckt waren. Auf diesen in seiner Art einzigen Thron setzte sich Opocen. Sein ganzer Körper war mit Talg überstrichen; hierdurch haftete der dichte Goldstaub, welcher darauf gepudert lag, und machte ihn durchaus vom Golde glänzend. Seinen Kopf bedeckte ein Europäischer Hut mit breiten goldenen Borten eingefaßt, und mit weißen Federn geziert. Der Hals, die Arme, der Leib und die Beine waren mit Schnüren der schönsten Agrien (länglichten Stücken lapis lazuli, Agat und Carneol) überhangen; um die Mitte des Leibes ging dabey eine kostbare Schärpe von Goldstoff mit Taffet gefüttert. Er ließ seine Füße in einem massiv goldenen Becken ruhen. Von allen Großen des Reichs umgeben, lagen vor ihm ausgestreckt an der Erde und das Haupt mit Staub

bedeckt, hundert Beklagte und Kläger. In einer geringern Entfernung warteten zwanzig mit Säbeln bewaffnete Henker zum schnellen Hinrichten der Schuldigen, und eine weitere Aussicht zeigte einen Haufen abgehauener Menschenköpfe; denn zu Zeiten verurtheilte der Tyrann in 12 Stunden einige siebenzig Unglückliche zum Tode, da fast jederzeit so wohl die Kläger als die Beklagten ihre Köpfe verlieren.

Niemand durfte den Opoccu bey seinem Nahmen nennen; der Höchste, der Feuerfarbene waren seine Titel beym Anreden.

In solcher Lage erhielt der Dänische Abgesandte Noy seine Abschiedsaudienz, und die charakteristische Unterredung zwischen ihm und Opucci war dabey folgende:

Opoccu. Herr Junge, (Seignore Moy) bist du von meinen Kabusiern, welchen ich befahl, dich und deine Leute zu beherbergen, gut aufgenommen?

Noy. Ja, Herr König, (Seignore de Roy) es hat mir an nichts gefehlt.

Op. Herr Junge, du hast dich nur 6 Wochen hier aufgehalten; ich mag dich wohl leiden, und wünschte, du bliebest länger, damit du mehr von meiner Größe kennen lerntest, um deinen Bekannten ein Beschreibung davon zu machen. Hast du meines Gleichen jemahls gesehen?

Noy. Niemahls, Herr König; deines Gleichen ist in der Welt nicht zu finden.

Digitized by Google

Op. Du hast Recht; selbst Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer, als ich. — Herr Junge, ich will dir einschenken, du möchtest sonst denken, ich wäre nicht eben so gut mit Wein und Bier versehen, als deine blauken Herren. (Opoccu trank nun von dem Engländischen Biere, und gab die Flasche sodann dem Gesandten.) Als dieser nur wenig trank, fuhr der König fort:

Herr Junge, du trankest nur wenig.

Noy. Herr König, ich darf nicht viel trinken, denn ich merke, es steigt mir zu Kopfe.

Op. Herr Junge, du bist nicht von dem Biere trunken worden, sondern von dem Anschauen meines Antlitzes; denn solches macht alle Menschen trunken.

Bald darauf entließ er den Gesandten mit dem Versprechen, die Waaren der Dänischen Packhäuser jährlich drey Mahl auszukaufen.

Der wahnsinnigsten Tyranney ungeachtet, fehlte es dem Opoccu übrigens nicht an Verstand. Er suchte in seinen Ländern Fabriken anzulegen, und wußte durch große Versprechungen Dänische Soldaten an sich zu locken, um für ihn Brauntweinbrennereyen zu errichten. Dieß hintertrieben indeß die Dänen. Er munterte die Baumwollenweber so sehr auf, daß sie Schärpen von 50 Rthlr. Werth zu Stande brachten; ja er ließ Taffet von allen Farben aufkaufen, ließ alle einzelne Faden davon aufziehen, und diese auf das mühsamste unter die Baumwolle gewebt, gaben vielfarbige Schärpen, wel-

Digitized by Google

che mit 500 und mehr Thalern bezahlt wurden.

Man glaube indeß nicht, daß diese Hintansetzung aller Gerechtigkeit und aller menschlichen Gefühle sich etwa auf eine einzige Negernation unter einem einzelnen harten Regenten derselben einschränke. Außer den obigen gültigen Beweisen führen Norris, Fayrar, Devayers, Pommegeorge und Isert hierüber eine und dieselbe Sprache. Dieß ist aber desto entscheidender, je lebhafter die beyden Letztern dem Negerhandel entgegen sind.

In folgender Erzählung liegen hauptsächlich des Engländischen Handelsgesandten Norris Reisen zum Grunde, welche er zu Anfange von 1772 und zu Ende des folgenden Jahres zu dem Bossa Ahadi, König der Dahomey's unternahm. Mit ihr stimmen die neuesten Nachrichten der Gesandten der übrigen in Whidah handelnden Europäer überein, denn diese machen gewöhnlich Ein Mahl im Jahre, zu Anfange desselben, zur Zeit der Gedächtnißfeyer des Vaters des Königs, Reisen von eben der Art. Man lernt darin zugleich Verschiedenes von dem Binnenlande kennen, welches die Aufmerksamkeit verdient.

Von Grimi oder Gregory, der jetzigen Hauptstadt von Whidah, bis nach Abomey, der Residenz des Königs von Dahomey, beträgt der Weg einige zwanzig Deutsche Meilen. Diese Reise ist, bey einer sehr geringen westlichen Abweichung, nach Norden gerichtet. Auf

diesem einzigen Wege finden sich, die Residenz mit eingeschlossen, 5 beträchtliche Städte von 8, 15 und 24 tausend Menschen, außer drey kleinen Städtchen und 6 Dörfern. Mehrere dieser Ortschaften sind trefflich gelegen, haben schönes Wasser, und sind mit der reichesten Vegetation umgeben.

Auf dem letztern Theile der Reise liegt ein großer Wald; selbst die schnellen Träger des Hammak, worin die Weißen fortgeschafft werden, brauchen fünf Stunden, ihn zu durchschneiden, und hierbey bedarf es großer Vorsicht. Die Träger führen des Nachts Laternen; die ganze Mannschaft von dreyßig Negern bläst ins Horn, singt und feuert die Gewehre ab. Dieser sonderbare Lärm wird durch das Plappern und das Geschrey der hierdurch aufgeschreckten Heere von Affen und Papageyen, dem Brüllen der großen Raubthiere, und dem Krachen und Rauschen der das Unterholz zerbrechenden Elephanten auf das fürchterlichste erhöhet. Auch auf dieser Reise bestätigte sich Iserts Erfahrung bey seiner kleineren Landreise in einer andern Gegend dieses Landes, daß der Binnenländer an Gutmüthigkeit den Küstenbewohner übertreffe.

Die Ankunft der Handelsgesandten wird in Abomey durch Abfeurung der Kanonen gefeyert; auch werden ihnen vom Könige Geschenke gesandt, z. B. Schafe, Hühner, Bier (Pitto), Palmwein, Salz und Branntwein. Der Mayhu, d. i. der zweyte Minister und Oberceremonienmeister des Königs becomplimentirt sie. Der

Mayhau und der Tamegah, der erste Minister, haben das Vorrecht, einen der Söhne des Königs bey dessen Tode zum Nachfolger zu ernennen; beyde sind zugleich die obersten Richter des Landes. Indeß genießt der erste Minister, der Tamegah, ausschließlich noch eines größern Vorrechts; denn unter allen Unterthanen kann der König nur diesen allein nicht willkürlich hinrichten lassen.

Diese beyden ersten Minister führen dann gleichfalls die Gesandten bey dem Könige selbst ein.

Das große Fest, dem sie hiermit beywohnen, wird dadurch noch merkwürdiger, daß der König sodann jedem seiner Unterthanen Gehör ertheilt, und Recht spricht; dagegen aber freylich auch von jedem ansehnliche Geschenke als eine Art Tribut empfängt.

Dem Norris zu Folge theilt der König sodann an die ledigen Mannspersonen, welche ihn darum ansprechen, Mädchen zum Verehlichen aus, zum Theil mehrere seines eigenen Serails. Dieses besteht aus drey bis vier tausend Weibern; seine Großen haben jeder drey bis vier hundert, und damit es der dadurch gefährdeten untern Volksclasse wenigstens nicht gänzlich gebreche, so unterhält der König in jedem Orte eine, seiner Bevölkerung angemessene Anzahl öffentlicher Mädchen. Sie müssen eine schwere Abgabe geben, obgleich ihre Gunstbezeugungen sehr wohlfeil sind; dafür handeln sie aber auch dabey mit Bier und Federvieh.

Digitized by Google

Das Fest selbst fängt an mit Ermorden vieler dazu aufgesparten Kriegsgefangenen, ja selbst, im Falle sich darunter Berittene fanden, ihrer Pferde. Die Gesandten führt man ausdrücklich vor große Haufen Menschenköpfe, welche theils vor dem Pallaste aufgethürmt liegen, theils zum Prunk auf Stangen dort aufgesteckt sind, vorüber.

Innerhalb des Pallastes stehen die beyden ersten Minister zu ihrem Empfange bereit. Diese nähern sich den innern Gemächern des Königs, indem sie auf allen Vieren fortkriechen, Staub oder Erde über ihr Haupt schütten, und den Weibern zurufen, der Gesandte sey zur Audienz gekommen.

Hierauf öffnen die Weiber des Königs die Thore. Am Eingange liegen ein Paar frisch abgehauene Menschenköpfe auf besonders dazu hingestellten Steinen. Die Wache dieser Vorzimmer besteht etwa aus 40 Mann, mit Flinten und Seitengewehr bewaffnet, nebst 20 Verschnittenen, die polirte eiserne Stäbe führen. Beym weitern Durchgehen der folgenden Hallen erblickt man abermahls mehrere blutige Spuren von Hinrichtungen, und zuletzt einen geräumigen Saal, und in diesem den König selbst. Er saß auf einem schönen, mit karmoisin Sammet beschlagenen, und mit goldenen Fransen eingefaßten Stuhl, der auf einer Fußdecke stand. In einen weiten reichen karmoisin damastenen Talar eingeschlagen, trug er einen mit goldenen Tressen besetzten und mit Straußfedern gezierten Hut; dabey hatte er

gelbe Pantoffel an, aber keine Strümpfe, rauchte Taback, und ließ sich von einigen Weibern frische Luft zufächeln; andere hielten Fliegenwedel und eine derselben einen goldenen Spucknapf.

Auf den Bauch hingeworfen, und das Haupt mit Staub überstreuet, dient sodann der Minister zum Sprachorgan des Königs; denn nur zu ihm spricht der König, und der Minister wiederum zu dem Dolmetscher des Blanken. Sind nun die Geschenke ausgewechselt, worunter sich von Seiten des Königs gewöhnlich eine sechzehnjährige schöne Sclavinn befindet, so wird das Gesuch der Europäer bewilligt, und hierauf treten mehrere Compagnien Weiber des Königs auf; jede besteht aus 80 bis 100 Personen. Sie tragen eine erstaunliche Menge Silber- und Goldstoffe, silberne Geschirre aller Art, und selbst vielen bey uns gewöhnlichen Hausrath in Prozession umher; ein anderes Mahl machen sie, mit Ober- und Untergewehr versehen, und mit silbernen Helmen bedeckt, förmliche kriegerische Evolutionen. Dieß alles einzig und allein um den Blanken einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthume des Königs beyzubringen.

Findet sich unter den Geschenken der Europäer etwas dem Könige besonders Gefälliges, so beschäftigt er sich hiermit vorzüglich. Eine ihm von Norris überbrachte Drehorgel mußte häufig spielen; und es verdient angemerkt zu werden, daß ihm unter den mehreren Märschen und Liedern, welche die Orgel spielte, die Me-

lodie eines Psalmes so auszeichnend gefiel, daß er sie oft wiederhohlen und die Walze hierauf stellen ließ, damit er sie selbst wiederhohlen könne. Ebenfalls vergnügte er sich sehr an einer mit Saffian überzogenen und mit grünen Rollgardinen versehenen Sänfte. Seine Hammoks- oder Hammaksträger mußten ihn in den äußern Sälen darin umhertragen, in den innern aber die Verschnittenen; während dessen ließ er dann die Gardinen häufig mit Freude und Bewunderung auf- und abrollen, und die Weiber legten ihr beyfallvolles Erstaunen durch lautes Zurufen an den Tag.

Die Gesandten werden auf königliche Kosten ernährt, speisen auch mehrmahlen am Hofe, jedoch nie in Gesellschaft des Königs, der überhaupt nie öffentlich speiset, damit seine Unterthanen in dem Wahne erhalten werden, er esse gar nicht. Die königlichen Prinzen hingegen setzten sich oft hinter die Gesandten, und nahmen von ihrer Tafel alles mit großer Bereitwilligkeit zu sich.

Kurz vor dem letzten großen Tage des Festes werden mehrere unglückliche Menschen und oftmahls Pferde niedergehauen, und ihre Köpfe aufgehäuft; denn hierin scheinen die Könige so sehr ihre Größe zu setzen, daß die Mauer der innersten Theile ihrer Gemächer, welche Norris zu sehen Gelegenheit hatte, als der wegen Krankheit zu Bette liegende König ihn zu sprechen verlangte, mit menschlichen Unterkinnbacken bedeckt war; ja ein Theil des Schlafzimmers ist

Digitized by Google

mit den Schädeln der erschlagenen feindlichen Großen gepflastert.

Schon früh des Morgens wird an jenem feyerlichen Tage (der Gedächtnißfeyer des Vaters des Königs) ein großes Gerüste vor dem Pallaste des Königs errichtet. Auf diesen Altan bringen die königlichen Bedienten viele Stränge Cauris (kleine Porzellanschnecken, Cypraea moneta, welche als Geld gebraucht werden; 20 derselben haben den Werth von 3 Pfennigen) zu 2 Rthlr. den Strang, ferner Korallen, Siamoisen, schöne Tücher von den Eyas verfertigt, Europäische Zeuge, Beile, Aexte, Säbel u. dgl. Für die Gesandten werden eigene Stühle, für den König selbst aber ein prächtiger Lehnsessel darauf gestellt.

Es versammelt sich nun gegen Mittag eine eine große Menge Volks, oftmahls zehn und mehr Tausend, ihren König zu sehen, und seine Wohlthaten zu genießen; denn dieß ist die einzige Gelegenheit im Jahre, daß der König sich seinem Volke öffentlich zeiget.

Um 3 Uhr Nachmittags tritt letzterer aus der Thür, welche vom Pallaste aus zu der Bühne führt, auf dieselbe, und setzt sich in den Lehnstuhl; einige seiner Favoritinnen halten über ihn einen ungeheuern Sonnenschirm von Goldstoff, obenauf mit großen Straußfedern geziert. Die Gesandten nehmen nun ihre Stühle ein, und das herbeyströmende Volk tanzt unten am Gerüste, und besingt die Großthaten des Königs.

Dieser erhebt sich, begleitet von den Weibern, und tritt, stets unter dem großen Schirme, an den Rand der Bühne. Sein erster Minister biethet ihm kniend einen Korb dar, welcher von allen jenen Waaren etwas enthält, und hiervon wirft der König Mehreres mit beyden Händen unter die jubelnde Menge. Die Kabossiere und die Gesandten folgen darauf seinem Beyspiele. Hier ist es denn bewunderungswürdig, mit was für Geschicklichkeit die Neger die so hinab fliegenden Beile, Aexte, Dolche und Säbel, ohne sich zu verletzen, aufzufangen wissen. Zuletzt schließt sich dieses Freudenfest mit folgender Scene.

Zehn bis zwölf Männer tragen eben so viel weitschichtige, daher durchsichtige Körbe auf das Gerüste. In jedem derselben sitzt ein Mensch mit in einander gebundenen Beinen und Armen, und einem Knebel im Munde. Diese Unglücklichen (gewöhnlich Kriegsgefangene, jedoch bey deren Abgange eigene Unterthanen) sahen unten am Gerüste die volle Freude von viel Tausenden ihrer Mitmenschen, und jetzt werden sie, nachdem der König sie zuvor noch einmahl in Augenschein genommen hat, und nachdem sie dem mit lautem Jubel erwartenden Volke durch Hin- und Herschwengen gleichsam triumphirend vorgezeigt worden, in ihren Käfigen als Schlachtopfer hinabgeworfen. Auch erreichen sie selten einmahl die Erde. Hundert und mehr breite Säbel und Aexte zerhauen Körbe und Menschen. Die vor Freude taumelnde Menge raufet sich um ihre zappelnden Glieder; der, welcher einen Kopf er-

kämpft, erhält eine besondere Belohnung. Mit dem Blute dieser Schlachtopfer bestreichen sich ihre Henker; nach Andern kostet der König etwas von dem in einer Schale aufgefangenen Blute.

Diese Scenen schränken sich aber nicht auf die Goldküste ein. In Benin werden die Hauptfeste gleichfalls mit Menschenblut gefärbt. Bey dem Feste der Korallen und bey dem Yams-Feste opferte man noch 1787. Männer und männliche Thiere; dieß erzählte vor kurzem ein Augenzeuge, Herr Palliſor Beauvois in dem National-Institute zu Paris.

Ist die Gedächtnißfeyer des Todes der Vorfahren bereits so fürchterlich, was darf man denn nicht von den wirklichen Beerdigungsfeyerlichkeiten der Könige erwarten? Auch übertreffen diese die ersteren bey weitem an Unmenschlichkeit. So bald nähmlich ein König auf der Gold- oder Sclavenküste gestorben ist, so entsteht im Innern des Pallastes eine Scene der wildesten Verwirrung und der blutigsten Anarchie. Die Weiber zerschmettern alles Geräthe und alle Kostbarkeiten, und metzeln sich sodann unter einander; ja die Bürger der Hauptstadt rauben und plündern unter einander unbestraft. Die Ankündigung der Wahl eines neuen Königs, welche die Minister bey dieser Lage der Dinge so sehr als möglich beschleunigen, und durch Kanonen dem Volke zu wissen thun, macht dieser Anarchie zwar sogleich ein Ende, allein bald darauf nimmt die schreckliche Beerdigungsfeyerlichkeit ihren Anfang.

Für

Für den königlichen Leichnam wird in der Mitte eines viereckigen Platzes ein Grab gegraben, und die Leiche hineingelegt. Mehrere der ersten Frauen werden getödtet und mit in der Gruft oder auch in der Einfassung des Vierecks begraben. Bey dem Tode Frempungs, Königs von Akim, zerbrach man 336 seiner Weiber die Knochen, und begrub sie noch lebendig. Sodann richtete man den ersten Günstling des Königs hin. Zu Lebzeiten des Königs genießt er die größten Vorrechte, und zeichnet sich durch einen eigenen Talar öffentlich aus. Ihm folgen zum Dienste des Königs in der andern Welt mehrere hundert Sclaven im Tode nach; bey Frempungs Tode drey tausend. Oftmahls leben diese Unglücklichen noch mehrere Tage, während daß die Unterthanen sich auf diesem Blutacker versammeln, und über den Köpfen der in den schrecklichsten Qualen Hinsterbenden, viele Tage lang singen und tanzen.

Auch bey Privatvorfällen zeigt der Neger, wie wenig ihm an seinem Leben gelegen ist. Der Selbstmord ist unter den in Sclaverey gerathenen Schwarzen auf den Westindischen Pflanzungen sehr häufig. Oldendorp zu Folge ist dieß auch bey dem weiblichen Geschlechte der Fall, und erstickt sogar die Gefühle der Mutter.

Eine Negerinn auf St. Thomas richtete sich dadurch langsam hin, daß sie nichts anders als Erde genoß. Ob nun gleich ihr Herr durch einen aus Leder verfertigten Mundkorb,

welcher nur durch kleine Oeffnungen die Luft zuließ, dieß zu verhindern suchte, so wußte sie sich dennoch täglich eine Quantität Sand und Erde beyzubringen, und zehrte hierdurch kümmerlich hinweg.

Zwey andere Sclavinnen waren kürzlich aus Guinea nach St. Croix gebracht. Die eine war schwanger, die andere hatte zwey Kinder, wovon das eine noch an der Brust lag. Die beyden Mütter kamen überein zu sterben. Die erste erhenkte sich an einem Baume; die andere erdrosselte zuerst ihren ältern Knaben, legte sodann ihren Säugling auf die Erde, und erhenkte sich an den daneben stehenden Baum, an welchem das ältere Kind bereits umgekommen war.

Selbst ganze Gesellschaften von Negern wählen mit kaltem Muthe den Tod, um sich nicht in die Hände der Feinde zu liefern. Wir sahen dieß bereits bey Erzählung der Siege des Königs von Dahomey, und folgendes Beyspiel ist noch auffallender.

Im Jahre 1733 beschloßen die Neger der Dänischen Insel St. Jan, ihrer Sclaverey auf ein Mahl ein Ende zu machen, und sich der Insel selbst zu bemeistern. Die Sclaven von der kriegerischen Amina-Nation, als die Anführer der Verschwörung, hatten in den Holzbündeln, welche sie in die Festung zu bringen gehalten sind, große Messer versteckt. Hiermit ermordeten sie die Garnison der Festung, bemeisterten sich derselben, und thaten dieß sogleich

ihren Mitverschwornen durch Kanonen kund. Die Empörung nahm überhand; wären die Mulatten nebst einigen wenigen redlichen Negern den Dänen nicht treu geblieben, so war die Insel für sie verloren. Französische Truppen, welche man von Martinique zu Hülfe gerufen hatte, kamen aber frühzeitig genug, um die Rebellen in die Flucht zu schlagen, und alles wieder in Ruhe zu bringen. Drey hundert der hierdurch zur Verzweiflung gebrachten Aufrührer zogen sich auf einen Berg zurück. Hier setzten sie sich auf Betten und Teppiche nieder, und empfingen ruhig einer nach dem andern von den beyden Haupträdelsführern den tödtlichen Schuß, und nach dieser Ermordung ihrer Mitbrüder nahmen sich jene beyde zuletzt selbst das Leben.

19.

Das Baarrecht bey den alten Deutschen.

In den alten Zeiten glaubten nicht nur Leute von gemeinem Schlage, sondern sogar die obrigkeitlichen Personen, ja sogar gekrönte Häupter, wie unter andern der König von England, daß der Körper eines Erschlagenen zu bluten anfange, so bald der Mörder zu ihm gebracht würde. Unsere abergläubigen Vorfahren gebrauchten dieses als ein Mittel, den unbekannten Mörder zu entdecken. Wenn jemand entleibt war, und die Obrigkeit wußte den Thäter nicht, so wurde auf ihren Befehl derjenige, den sie we-

gen der begangenen Mordthat in Verdacht hatte, zu dem todten Körper gebracht. Wenn nun der todte Leichnam zu bluten anfing, so hielt man solches für ein Zeichen, daß er der Mörder desselben sey; und wenn er dem ungeachtet beym Läugnen blieb, so suchte man ihm wohl gar das Bekenntniß der That durch die Folter abzunöthigen. Diese Art zu verfahren, wurde bey den alten Deutschen das Baarrecht genannt, und es ist nicht zu läugnen, daß durch diesen abergläubigen Gebrauch, mancher unschuldige Mensch zum Tode ist verdammt worden, weil man ihn durch die grausamste Folter nöthigte, dasjenige zu bekennen, was er nicht gethan hatte.

Des Julius Malavacca, eines Corporals Ehefrau, wurde um die Mitte des 17ten Jahrhunderts bey schwangerm Leibe umgebracht. Nach drey Tagen wurde die That ruchtbar. Die erdrosselte Frau wurde secirt; und dieß geschah an eben dem Tage, an welchem ihr Mann von einer Reise zurück kam. Kaum hatte er die erschreckliche That vernommen, so eilte er, von Schrecken ganz außer sich, in die Stube, wo seine erschlagene Frau auf dem Tische lag. Aber, welch ein Unglück für den armen Mann! Die Ermordete fing bey seiner Gegenwart an aus der Nase zu bluten, und nun glaubte jedermann, daß er der Mörder derselben sey. Der Mann betheuerte seine Unschuld. Er läugnete, eine so schändliche That begangen zu haben, und suchte sich mit seiner Abwesenheit zu vertheidigen und

zu rechtfertigen. Aber nichts war vermögend, ihn von der grausamen Folterbank zu befreyen. Er wurde auf dieselbe gebracht, und da er die Qualen, die man ihm anthat, nicht aushalten konnte, so bekannte er die That, und wurde darauf, auf Befehl der Obrigkeit, seiner Unschuld ungeachtet, gehangen.

Wir haben daher Ursache, der göttlichen Vorsehung zu danken, daß die Obrigkeiten von diesem Anzeichen nichts mehr halten, denn sonst könnte der Unschuldigste gar leicht in den Verdacht kommen, daß er eine Mordthat begangen hätte. Inzwischen hängt der gemeine Mann noch gar sehr an diesem Irrthume. Dieser soll daher wissen, daß die Gegenwart eines Menschen, wenn es auch selbst der Mörder wäre, auf keine Weise das Nasenbluten bey dem Ermordeten verursache. Denn die Erfahrung lehrt uns, daß ein Erschlagener auch bluten könne, es mögen Menschen zugegen seyn oder nicht. Dieß geht sehr natürlich zu. Ist ein Mensch ermordet, so wird sich hin und wieder bey ihm geronnenes Geblüt befinden. Dieses Blut kann sich nach und nach, vermöge der natürlichen Schwere, aus der Nase herunter senken, und alsdann fängt der Entleibte an zu bluten. Da nun dieses ganz zufällig geschieht, und als eine Wirkung der Schwere sehr natürlich zugeht; so ist es höchst lächerlich und abgeschmackt, wenn man auf dieses Anzeichen bauen, und daraus auf die Gegenwart des Mörders schließen will.

Digitized by Google

20.

Begriff, welchen sich die Negersclaven von den Weißen machen.

Die Weißen auf der Sclavenküste, gewöhnlicher die Blanken genannt, verursachen den Negern durch ihre Farbe großes Schrecken. Als Adanson in das von dem Ufer entlegene Dorf Depleur kam, woselbst sich nur höchst selten Europäer sehen lassen, liefen die Kinder mit Geschrey und Furcht davon; versteckten sich hinter ihre Mütter, und nur erst nach längerem Bekanntwerden wagten sie es, sich dem Weißen zu nähern, ihn zu betasten, und sein langes, ihnen so auffallendes Haar ohne Furcht anzugreifen.

So neugierig auch die Weiber Alis, des Mauren Königs, waren, die weiße Haut des Mungo Park zu sehen, so schauderten sie doch stets, so bald sie sich ihm näherten.

Frempung, König der Akemisten und zugleich ein sehr tapferer Krieger, hatte von seinen Leuten so viel Außerordentliches von den weißen Seeungeheuern, den Europäern, gehört, daß er, der 40 Meilen hoch im Lande hinauf wohnte, die Dänen ersuchen ließ, sie möchten einen von ihren Weißen zu ihm hinauf schicken. Der Buchhalter Kamp reisete daher zu ihm. Als er bey der Audienz sich vor dem Könige tief verbeugte, und dabey den Fuß zurückzog, glaubte jener, er bücke sich, damit er, gleich

den wilden Affen, ihm auf den Kopf springen könne. Er warf sich daher flach auf die Erde; auf die Weise, glaubte er, daß der Sprung über ihn hin gehen würde. Dabey rief er seine Weiber um Schutz an, welche denn so fort einen Kreis um ihn schloßen. Man sagte Sr. Majestät, es sey dieß nur der Gruß der Weißen; allein er verbath sich dergleichen für die Zukunft; begann jedoch hierauf mit etwas weniger Furchtsamkeit die Untersuchung des Wundermannes. Die Kleidung hielt er bis dahin für einen Theil des Körpers selbst, und die Schwanzperücke des Dänen hatte ihm zu der Idee einer ihm unbekannten Art großer geschwänzter Affen, denen der Schwanz im Nacken angewachsen sey, Anlaß gegeben. Der Weiße mußte nun in seiner Gegenwart essen. Um sich von seiner wahren Gestalt genauer zu überzeugen, ließ ihn der König ersuchen, sich völlig zu entkleiden. Mit höchstem Befremden vernahm er, daß Kamp dieß in Gegenwart einiger hundert Frauen durchaus abschlug, sich aber dem Könige allein entkleidet zeigen wolle. Ob es zu wagen stehe, sich mit einem Weißen allein einzulassen, dieß mußte der Staatsrath (die Aeltesten) zuvor entscheiden; und sodann erst entfernte man das Frauenzimmer. Jetzt entblößte sich der Däne. Frempung trat ihm näher, befühlte die einzelnen Glieder mit Furcht und Erstaunen, bewunderte die Farbe, und brach endlich in die Worte aus: Ja, du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß wie der Teufel!

Auch hat der Gedanke, die Weißen fräßen die Neger, bey diesem armen Volke tiefe Wurzeln gefaßt, wie dieß aus folgenden traurigen Aeußerungen des unschuldigen aber gescheidten Negerknabens, Gustav Wasa, erhellet.

Seit seiner gewaltsamen Entführung aus dem väterlichen Hause war Gustav Wasa über 6 Monathe im Innern von Afrika aus einer Hand in die andere verkauft, und bald mehr bald minder gut, aber nirgend tyrannisch behandelt. Er genoß hierbey stets noch des Vortheils, sich unter Menschen zu befinden, mit denen er sich unterreden konnte, die ihm an Lebensart und an Sitten, oder wenigstens der Farbe und Bildung nach, durchaus ähnlich waren. Auch der Boden, auf welchem er lebte, blieb sich ziemlich ähnlich. Nur Ein Mahl fand er einen bedeutenden Unterschied, als er zu einer Nation gebracht wurde, welche an und auf einem sehr großen Flusse (dem Niger, oder dem Senegal) auf kleinen Fahrzeugen lebte, da Benin in seinem Innern hingegen nur von sehr kleinen Flüssen bewässert ist. Endlich sah er aber plötzlich das Meer, *) eine unabsehliche

*) Die Neger des Binnenlandes haben von dem Meere, welches sie nur das große Salzwasser nennen, einen furchtbaren Begriff. Einigen dieser Völker, z. B. der mächtigen Nation der Ayos, ist es sogar von ihren Priestern verbothen, sich ihm, als einer widrigen Gottheit oder Fetisch, zu nähern.

Digitized by Google

Wasserfläche, und auf derselben zu gleicher Zeit ein großes Europäisches Sclavenschiff. Sein ahnungsvolles Erstaunen hierüber verwandelte sich bald in höchstes Schrecken, als Geschöpfe von ungewohnter Menschengestalt, mit langen gelblichen Haaren, von der Farbe des bösen Geistes, mit wildem Blicke und mit einer Sprache, die auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einer von ihm bisher gehörten, hatte, auf ihn zutraten, und ihn mit der gröbsten Scham- und Fühllosigkeit eines Fleischhändlers alle Glieder, im eigentlichen Sinne des Worts, durchtasteten. Diesen Zustand auszudrücken, fehlen seiner Sprache die Worte; er glaubte fest in eine Welt fleischfressender Teufel gerathen zu seyn.

Auf das Schiff geschleppt, sah er viele ihm ähnliche Schwarze in Ketten, völlig stumm, den tiefsten Kummer oder die höchste Verzweiflung in allen Zügen; darneben kochte ein erstaunlich großer Fleischkessel, und ein mephitischer Geruch duftete ihm aus dem Innern des ungeheuren Wasserkerkers entgegen.

Zwar suchten ihn die Schwarzen, von welchen er verkauft war, zu trösten, und ihm jene schwarzen Gedanken zu benehmen. Zu seiner Erquickung brachten sie ein Glas Branntwein. Alle diese vermeinte Labung, das Lebenswasser der Weißen, berührte kaum seine Lippen, so fühlte er sich gleichsam verbrannt, und schauderte nun sogar vor den Nahrungsmitteln dieser ihm durchaus neuen Zauberwelt.

Digitized by Google

Gleich darauf traten seine Landsleute ihre Rückfahrt nach der Küste an. Von allen bekannten Menschen und Dingen verlassen, war ihm jede Hoffnung, sein Vaterland wieder zu sehen, verloren, und er fand sich in den Händen dieser unbekannten Wesen. Durch einen Strom von Thränen suchte die fast unter dem Kummer erliegende Natur sich zu erleichtern, als plötzlich eine Gräuelscene diese Linderung hemmte. Die Weißen hingen einen der Ihrigen selbst an einen Mast, peitschten ihn so unmenschlich, daß er unter den Hieben starb, und nun warfen sie gefühllos den Leichnam über Bord zur Nahrung für die Hayen.

Voll Entsetzen über diese durchaus unerhörte Gräuel, flehete Gustav Wasa den Tod an, und versagte die ihm von den Weißen angebothene Speise. Dafür wurde er sogleich über die Winde gelegt und auf das grausamste gegeißelt. Er versuchte seinen Tod in den Wellen zu suchen, allein es war ihm unmöglich über die von Stricken auf dem Verdecke gezogene Gallerien zu springen, und er verging fast vor Wehmuth, da er acht Schwarze wegen eines ähnlichen, aber mißlungenen Unternehmens auf den Tod peitschen sah.

In dieser verzweiflungsvollen Stimmung entdeckte er endlich einige Schwarze, deren Sprache ihm verständlich war. Wer sind, fragte sie Wasa, diese weißen Ungeheuer? Woher kommen sie? Wohnen sie stets in solchen großen Höhlen auf dem Wasser? oder, wenn sie sonst noch ein Va-

Digitized by Google

terland haben, warum verlassen sie es? Wie kommen sie zu uns? Sicher sind es boßhafte Zauberer, die uns nur rauben, um uns zu fressen? Und wie könnten sie auch das große Haus ohne Zauberey bewegen und fortschaffen.

Nur einige dieser Fragen waren seine Landsleute im Stande zu beantworten; die Weißen kämen von einem weit entfernten Lande; dorthin brächten sie die gekauften Neger, und hielten sie auf das härteste zum Landbaue an. Jene Stricke und Segel setzten das Schiff in Bewegung, allein selbst dieß könne nicht ohne Zauberey geschehen.

Ein mit vollen Segeln ankommendes Engländisches Schiff bestärkte die Schwarzen noch mehr in diesem Wahne. Kaum sahen die Weißen ihres Schiffes jenes zweyte, so erhoben sie ein gräßliches Freudengeschrey. Das Fahrzeug näherte sich, wurde dabey zur allgemeinen Bewunderung der unkundigen Neger mit jedem Augenblicke größer, und blieb, nachdem es den ihnen völlig unbegreiflichen Anker ausgeworfen hatte, auf ein Mahl stehen. Freylich mußte hierdurch bey den Schwarzen der Gedanke von Zauber und völlig übernatürlichen Talenten verstärkt werden; denn schon der erfahrne Karfa, der Retter von Mungo Park, rief bey aufmerksamer Betrachtung eines kleinen Europäischen Fahrzeuges auf Gambia mit einem unwillkürlichen Seufzer: Fato fing inta feng (wir Neger sind doch Nichts!)

Endlich hatte das Sclavenschiff unsers Wasa seine volle Ladung. Die armen Neger, mehrere Hundert an der Zahl, wurden gezwungen, in die untern Behältnisse hinab zu steigen. Ein scheußlicher, gestankvoller Abgrund! Jammernde, kranke, in Ketten geschmiedete Menschen, preßten, verwundeten sich bey jeder Bewegung in der düstern Höhle, und die durch die Enge des Raumes mephytisch gewordene Atmosphäre machte das Athmen selbst zur Strafe. Das Angstgeschrey der Weiber, die Wuth der Verzweifelnden, das wilde Rufen der den Anker lichtenden und das Schiff in Bewegung setzenden Matrosen, über den Köpfen dieser Unglücklichen, dieß alles zusammen genommen, verursachte, daß Wasa sofort athemlos zu Boden sank. Man zog ihn an die Luft; und sein erster Gedanke, nachdem er Besinnung genug hatte, den Gang des wunderbaren Gebäudes zu beobachten, war: höchst gescheidte, aber auch höchst boßhafte Satane müssen diese Blanken seyn!

21.

Heirathsmethoden auf Sumatra.

Auf Sumatra gibt es dreyerley Arten von Heirathen. Die bedeutendste davon ist, wenn man durch das Joojoor (Jujur) heirathet, d. h. wenn man dem Vater des Mädchens, außer kleinen Nebengeldern, 120 Rthlr. als Ersatz für seine Tochter erlegt. Eines dieser Ne-

Digitized by Google

bengelder heißt Tallenkulo, und beträgt auf 5 Rthlr., wird aber nicht leicht bezahlt, wenn die Familien in völliger Harmonie mit einander stehen, und die junge Frau nicht gänzlich als verkäufliche Sclavinn des Mannes soll angesehen werden. Denn dieß ist nach wirklicher Bezahlung dieser kleinen Summe der Fall; jedoch ist sodann der Mann stets verbunden, sie, wenn er sie verkaufen will, ihren Aeltern zuerst anzubiethen.

Von dem Joojoor wird aber auch mehrmahl ein Theil, z. B. die Hälfte oder ein Drittheil creditirt, und erst viele Jahre nach der Heirath gänzlich bezahlt. So gibt es Fälle, daß ein Mann das Joojoor für seines Großvaters Schwester eintreibt. Da aber diese Schuld als sehr heilig angesehen wird, so hält man denjenigen für einen reichen Mann, der viele Joojoore ausstehen hat.

Zuweilen tauscht man auch, statt den Joojoor zu bezahlen, ein anderes Mädchen für die Braut; ja man borgt wohl gar deßhalb ein Mädchen; und hierzu werden selbst zu Zeiten Kinder gewählt; allein sodann wird eine Summe bis zu ihrer Mannbarkeit bezahlt. Hat ein Mann einen Sohn und eine Tochter, so gibt er oftmahls die Tochter um eine Braut für seinen Sohn hinweg, so daß eine Doppelheirath ohne Joojoor entsteht.

Stirbt eine Frau bald nach der Heirath, so wird das Joojoor bis auf 80 Rthlr. gemin-

dert; letzteres ist auch die Summe für eine Witwe.

Es ist merkwürdig genug, daß man bey den dortigen Heirathsgesetzen einige Analogie zwischen denen auf Sumatra und den Mosaischen antrifft. Starb ein Mann ohne Kinder, so mußte nach letzteren der Bruder die Witwe des Verstorbenen heirathen; in Sumatra ist dieß noch unbedingter der Fall, nähmlich der nächst unverheirathete Bruder nimmt die Witwe mit oder ohne Kinder, und ist verbunden, im Falle der Joojoor noch nicht gänzlich abgethan ist, den Rest zu bezahlen.

Bey Nationen, welche durch den Verkauf ihrer unbefleckten Töchter gewinnen, wird die Keuschheit vor der Ehe strenge bewacht. Die jungen Leute aus beyden Geschlechtern sondert man sehr sorgfältig von einander ab. Sie sehen sich nur auf öffentlichen Festen in den Bailli oder Versammlungshäusern, woselbst öffentliche Bälle gegeben werden; hier entstehen daher die ersten Veranlassungen zu künftigen Ehen. Uebrigens läßt die Mutter die Töchter nie aus den Augen. Ueberlistet indeß ein Geliebter die Aeltern, so muß er nicht nur das verführte Mädchen heirathen, sondern auch den Joojoor bezahlen.

Die zweyte Art zu heirathen, Ambelana genannt, ist gleichsam eine Anwerbung eines Hausknechts für die Familie des Mädchens. Ihr Vater wählt einen jungen Menschen von einer geringeren Familie, nimmt ihn zu sich ins

Haus, gibt ihm seine Tochter, und schlachtet zur Hochzeit einen Büffel. Die Familie des Jünglings zahlt dem Schwiegervater nur 20 Rthlr., und begibt sich aller Rechte auf den jungen Mann. Von nun an sieht man ihn in seiner neuen Familie zwar wie einen Sohn an; er arbeitet für sie; allein er erhält keinen Theil ihres Eigenthums, und alles, was er erwirbt, gehört der Familie seiner Frau. Dagegen fallen ihr auch alle Schulden des jungen Ehemannes zur Last; ebenfalls hat sie das Recht, ihn nach Willkür wieder zu verabschieden. Will sich hingegen der junge Mann von seiner neuen Familie wieder losmachen, so hält dieß nicht sehr schwer, im Falle er mit seiner Frau keine Tochter erzeugt hat; denn alsdann zahlt er nur das Joojoor für die Frau. Hat er aber Töchter von ihr, so macht die Familie Anspruch auf den künftigen Werth, auf das Verkaufsgeld derselben, wodurch dann dem Manne seine Freyheit sehr erschwert wird.

Endlich gibt es auf Sumatra eine Heirathsmethode, wobey das schöne Geschlecht nicht zur Handelswaare herabgewürdigt ist. Sie sieht der Europäischen ziemlich ähnlich. Beyde Theile behalten völlig gleiche Rechte; nur gleichsam als ein Zeugniß seines Gewinnes zahlt der Freyer den Aeltern der Braut 12 Rthlr. Der Ehevertrag sagt ausdrücklich, daß alles Eigenthum und künftige Verdienst, oder aller künftige Verlust, beyden Theilen gleichmäßig gehört. Dringt indeß der Mann nachmahls auf die Ehescheidung, so behält die Frau die

Hälfte des ganzen Vermögens, und der Mann zahlt jene 12 Thaler wieder zurück. Verlangt dagegen die Frau geschieden zu werden, dann verliert sie alle Ansprüche auf das Vermögen; jedoch kann sie ihre Aussteuer zurück fordern; dagegen müssen ihre Aeltern die 12 Thaler wieder ersetzen. Letzteres ist indeß nur selten der Fall. — Diese billigere Methode zu heirathen heißt Semundo.

Die Hochzeit selbst ist auf Sumatra übrigens sehr einfach. Die Aeltern oder die Vornehmsten des Dorfes verrichten die Trauung durch Ineinanderlegen der Hände des jungen Paars, und beschließen die Feyerlichkeit mit einem Gastmahle.

22.

Ein Beyspiel von der ungemeinen Zuneigung des Hundes zu dem Menschen.

Ein Forstmann in Schwaben kaufte von einem Italiäner, der mit Hecheln, Mausefallen u. dgl. herumging, einen anderthalbjährigen Hühnerhund. Der neue Herr bemerkte bald an dem Thiere eine ungewöhnliche Sehnsucht nach dem vorigen Herrn. Der Hund ward traurig, verlor den Appetit, und schien sterben zu wollen. Der Forstmann pflegte ihn sehr, machte sich mit ihm bekannt, und gewann endlich seine Liebe so, daß er munter ward, und sich in seine neue

Lage

Lage fügte. Durch Abrichten ward es einer der brauchbarsten Jagdhunde des Forstmanns.

Schon war fast ein Jahr verstrichen, und es nahte sich die Zeit, wo ich — erzählte der Forstmann selbst — den Hund gekauft hatte, als dieser einige Wochen lang alle Tage auf einen Hügel lief, der nicht weit von meinem Hause lag, und von welchem man die Landstraße übersehen konnte. Hier saß der Hund, und blickte nach der Gegend hin, aus welcher sein ehemahliger Herr, der Italiäner, der um das zweyte oder dritte Jahr zurückzukehren pflegte, vor einem Jahre mit ihm hergekommen war. Dieß that das treue Thier nicht nur im ersten Jahre, sondern auch in den beyden folgenden, ohne daß der Eindruck von seinem vorigen Herrn verloschen wäre.

Im vierten Jahre seines Aufenthalts bey mir, fährt der Forstmann fort, lief der Hund um die gewöhnliche Zeit wieder täglich auf den Hügel. Ich nahm ihn eines Tages mit auf die Jagd, wo er sich, weil wir keine Spur hatten, mit Ausgraben der Maulwürfe beschäftigte. Bey dieser Beschäftigung lief er mitunter weite Strecken von mir. Einmahl blieb er mir zu lange; ich rief ihm, und er antwortete mir mit einem schrecklichen Geheul und Gewinsel. Ich ging nach der Gegend hin, wo das Geheul herkam, und erblickte nach einer Viertelstunde Weges den Hund. Hier stellte sich nun meinen Augen ein höchst rührendes Schauspiel dar.

Ein alter Mann stand bis unter den Armen in einer Lache, und hatte sich schon so müde gearbeitet, daß er ganz abgemattet war. In der einen Hand hielt er die Schnur seines Tornisters, welcher am Ufer der Lache lag. Der Hund hatte das Ende der Schnur gefaßt, und strengte alle Kräfte an, dem Manne zu helfen. So oft er müde war, und aufhören mußte, fing er an zu heulen. Als er mich erblickte, lief er auf mich zu, zerrte mich am Rocke, und zog mich nach dem Orte hin. Es kostete mir wenig Mühe, dem Manne zu helfen. Als das Thier ihn gerettet sah, sprang es an ihn hinan, und bezeugte seine Freude auf das lebhafteste. An der Sprache hörte ich, daß der Gerettete ein Italiäner war. Ich nahm ihn mit nach Hause, und erfuhr von ihm, daß er des Handels wegen in dieser Gegend reise. Vorher hätte sein Sohn denselben geführt, dieser sey aber gestorben, und nun müsse er die Familie ernähren. Als er die vorige Nacht durch das Gebüsch hätte gehen wollen, wäre er in die Lache gerathen, aus der er sich nicht hätte helfen können. Von dem Hunde wisse er nichts. Als ich ihm hierauf sagte, daß ich ihn von seinem Sohne gekauft hätte, so versetzte er: „es ist möglich, daß es der Hund ist, den ich einst meinem Sohne gab. Ich hatte ihn aus einem Bache genommen, in welchen man ihn geworfen hätte, um ihn zu ersäufen. Nur kurze Zeit, nähmlich bis der Hund die Augen öffnete, habe

ich ihn beſeſſen, hernach aber habe ich ihn nie wieder geſehen.“

23.

Mütterliche Zärtlichkeit einer Spinne für ihre Brut.

Einſtmahls wurde in den Trichter eines Ameiſenlöwen eine von den Spinnen geworfen, welche aus Zärtlichkeit für ihre Brut ihren Eyerſtock immer mit ſich herum tragen, und daher auch Sackſpinnen genannt werden. Der lauſchende Räuber ſuchte ſich ſogleich des Eyerſtockes zu bemächtigen, und ihn mit unter den Sand zu ziehen. Die Spinne ließ ſich mit fortziehen; aber der zarte Faden, welcher den Sack mit dem Hinterleibe der Spinne verbindet, zerriß, und der Sack ging los. Sogleich wandte ſich die Spinne um, ergriff den Sack mit ihrem Gebiß, und verſuchte aus allen Kräften, ihn dem Räuber zu entreiſſen. Allein umſonſt; dieſer befand ſich in ſeinem Elemente, und zog den Sack mit ſich in den Sand; die Spinne folgte, und wurde auch mit bedeckt. Man ſcharrte den Sand auf, und fand die Spinne lebendig; man rührte ſie mit einem Stückchen Holz an, um ſie zur Flucht zu reitzen; aber ſie blieb liegen, und ſchien durchaus den Ort nicht verlaſſen zu wollen, wo ſie ihr Liebſtes eingebüßt hatte.

Digitized by Google

24.

Die Casten oder Abtheilungen der Stände in Hindostan.

Die Eintheilung der Casten in Hindostan, und die damit verbundene Erblichkeit von Würde, Rechten und Hantierungen hat von jeher die Verwunderung der Reisenden, und die Neugierde der Gelehrten erregt. Was uns durch dieselben hierüber bekannt geworden ist, ist folgendes:

Unter den Beschreibern von Hindostan nehmen einige nur drey, andere fünf oder acht, die meisten aber vier Hauptcasten an. Alle nennen die Caste der Brahminen als die vornehmste, und geben aus den Sagen der Hindus zum Grunde des höchsten Ranges der Brahminen den Ursprung derselben aus dem Haupte des Brahma oder Brimha an. Wegen dieses erhabenen Ursprungs seyen die Brahminen die einzigen Diener der Götter, die einzigen Lehrer des Volks, und die einzigen Besitzer und Ausleger der heiligen Bücher. Der Glaube an diesen göttlichen Ursprung mache die Personen der Brahminen unverletzlich. Wenn Brahminen auch die größten Verbrechen begehen, so können sie, nach den Zeugnissen aller Reisenden, zwar am Leibe, aber nie am Leben gestraft werden. Das Tödten eines Brahmins wird zu den fünf großen, fast unerläßlichen Sünden gerechnet. Wer diese Sünde begangen hat, der kann nicht eher

Vergebung erhalten, als bis er zwölf Jahre lang, die Hirnschale des Erschlagenen in der Hand, als ein büßender Pilgrimm Almosen gesammelt, und alle Speisen, die er durch die Mildthätigkeit anderer Menschen erhalten, aus eben diesem Schädel zu sich genommen hat. Brahminen können aus ihrer Caste gestoßen oder entadelt werden, allein selbst Fürsten und andere Große werden nie in die Caste der Brahminen aufgenommen. Herr Niebuhr hörte von einem einzigen Falle, wo ein Raja in die Caste der Brahminen aufgenommen worden seyn soll, waren so einzig, daß man eine solche Aufnahme für eine der seltensten Begebenheiten halten muß

Weil unmöglich alle Söhne von Brahminen wirkliche Priester, oder Lehrer der Jugend werden, und auch nicht alle von heiligen Vermächtnissen oder von Almosen leben können; so wählen manche Brahminen andere ehrenvolle, und freyer Menschen würdige Beschäftigungen. Einige Brahminen sind Fürsten, andere sind Rathgeber oder Schreiber von Fürsten, oder Pächter und Zollbediente, oder Aerzte und Apotheker, oder endlich Kaufleute.

Es gibt in der Caste der Brahminen mehrere Untercasten, die selbst durch Farbe und andere körperliche Merkmahle von einander verschieden sind, und mehrere dieser Untercasten werden von den übrigen nicht als gleichgültig betrachtet. Der Abstand der echten Brahminen

von den übrigen Casten ist so groß, daß auch der ärmste Brahmin weder mit dem mächtigsten Fürsten, noch mit dem reichsten Banianen essen, und nicht einmahl etwas von ihren Speisen berühren würde, wenn er auch darüber in Gefahr des Todes kommen sollte.

Auf die Caste der Brahminen folgt die der Edlen oder Krieger, die in Europa am meisten unter dem Nahmen der Nairen oder Rajas und Rajaputs bekannt geworden sind. Eben die heilige Sage, welche die Brahminen aus dem Haupte des Brahma entstehen läßt, leitet die Nairen aus den Schultern dieses Gottes ab. So wenig die Nairen in die Caste der Brahminen hinaufsteigen können, so wenig ist es den untern Casten gestattet, sich bis zur Caste der Edlen zu erheben. Die Edlen oder Krieger sind eben so wenig, als die Brahminen unvermischt geblieben, und zerfallen daher in mehrere Untercasten. Einige derselben werden von den übrigen so gering geschätzt, daß diese nie in die erstern hineinheirathen. Zu Pyrards Zeiten war es den echten Nairen und Nairinnen bey Lebensstrafe verbothen, sich mit Personen von andern Casten zu verbinden. Wegen ihres angestammten Adels essen und trinken die Nairen nie mit Menschen von niedrigern Casten, und halten es für nothwendig, sich zu reinigen, wenn sie von diesen berührt worden sind. Von den Brahminen unterscheiden sie sich am meisten dadurch, daß sie alle Arten von reinen Thieren, Kühe ausgenommen, essen dürfen; und von den

niederen Casten vorzüglich durch lange unbeschnittene Haare, und lange Ohrlappen, welche Menschen von geringerem Stande immer um einen oder einige Zoll kleiner, als die Nairen, wenigstens zu Pyrards Zeiten, tragen mußten. Die eigentliche Bestimmung der Nairen ist die Beherrschung und Vertheidigung des Landes durch die Waffen. Nach den Berichten einiger Reisebeschreiber dürfen die echten Nairen weder Handlung noch Handwerke treiben. Die Handwerker aus dem Stamme der Rasbuten, welche Niebuhr kennen lernte, waren vielleicht aus den Untercasten, die von den übrigen als geringer geachtet werden.

Die dritte Hauptcaste der Hindus ist nach Einigen die der Kaufleute, die am häufigsten Banianen, sonst aber auch Weasjaes, Wassiers und Beise genannt werden, und aus dem Bauche des Brahma entsprungen seyn sollen. Andere Reisebeschreiber hingegen wollen nichts von einer besondern Hauptcaste von Kaufleuten wissen, sondern sagen, daß die Kaufleute aus allen Casten seyen. Wenn dieß Letztere richtig seyn sollte, so wäre es um desto sonderbarer, daß die Banianen sich eben so sorgfältig, als die Brahminen, von allem, was Leben hat, enthalten.

Die vierte und letzte Hauptcaste der Hindus umfaßt alle Handwerker und die Landleute. Die werden bald Soudraes, bald Sudder, und bald Choutres genannt. Die Indische Fabel sagt, daß alle mit der Hand ar-

Digitized by Google

beitende Classen von Menschen aus den Füßen des Brahma entstanden seyen. Keine andere Hauptcaste ist in so viele Untercasten abgetheilt, als die der Soudraes. Der größte Theil der 84 Casten, die bis jetzt in Hindostan aufgezählt wurden, und die sich alle durch Farbe, Gesichts- und Körperbildung unterscheiden sollen, gehört in die Hauptcaste der Soudraes. Eine jede der zahlreichen Untercasten der Soudraes behauptet gewisse Rechte und Vorzüge vor andern, so wie fast eine jede eine eigenthümliche Hantierung hat. Aus diesen oft streitigen Ansprüchen entstehen die tödtlichsten Feindschaften, und nicht selten blutige Auftritte. Feindselige Untercasten erlauben es nicht, daß ihre Widersacher bey feyerlichen Umgängen durch ihre Straßen ziehen.

Von allen bisher angeführten Hauptcasten muß man die Parias unterscheiden, die auch Perreaes und Poulias genannt werden. Diese Parias werden von den übrigen Casten so sehr verabscheuet, und als unreine Geschöpfe verachtet, daß man sie nicht als zum Volke der Hindus gehörig ansehen kann. Die Hindus geben es nicht zu, daß die Parias in Städten und Dörfern neben und unter ihnen wohnen. Allenthalben sind den Parias besondere Quartiere und Straßen zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Die Parias dürfen nicht durch die Straßen der Brahminen gehen, dürfen kein Wasser aus den Brunnen der Hindus schöpfen, und noch viel weniger die Häuser der Hindus und

die Tempel ihrer Götter betreten. Wenn man es einem Paria gestattet, in das Haus eines Hindus zu kommen, so muß der erstere durch eine besondere Thür aus- und eingehen, und die Augen stets auf die Erde geheftet halten, weil man glaubt, daß selbst der Blick dieser Unglücklichen beflecke. Begegnet ein Parias andern Hindus, so muß er gleich zur Seite treten, wenn er nicht in Gefahr kommen will, gemißhandelt oder gar getödtet zu werden. Jede Berührung eines Parias macht eine gottesdienstliche Reinigung nothwendig. Man entfernt sie daher, so weit man kann, und wenn man mit ihnen redet, so zwingt man sie, daß sie den Mund mit der Hand zuhalten, damit man von ihrem unreinen Athem nicht erreicht werde. Wegen dieser Unreinigkeit würde man sie in den größten Lebensgefahren ohne Hülfe umkommen lassen, da die Hindus sich sonst des ekelhaftesten Ungeziefers annehmen. So wie man den Parias fast alle Rechte der Menschen raubt, so zählt man sie auch von allen gottesdienstlichen Handlungen und Pflichten los. Sie dürfen essen und anbethen, was sie wollen. Jeder wählt daher und wechselt seine Fetischen, so oft es ihm beliebt. Der eine verehrt einen Pfahl oder Stein, oder Baum, als seinen Gott, und andere fallen vor dem ersten Thiere nieder, was ihnen Morgens begegnet.

Die Beschäftigungen der Parias bestehen vorzüglich im Fischen und im Gerben oder Bereiten von Leder; welche Hantierungen daher

als höchst unrein verabscheuet werden. Ungeachtet diese Beschäftigungen alle für unehrlich gehalten werden, so sind sie es doch nicht in gleichem Grade, und selbst die Parias also theilen sich in mehrere Untercasten ab, wovon die einen mehr, die andern weniger verachtet und unglücklich sind. Diese Absonderung veranlaßte auch verschiedene Benennungen, von welchen Pyrard und Hamilton die von Moucois, Tchiva und Poulichees anführen. Die Letztern dürfen nach Hamiltons Bericht, keine Kleider tragen, sondern nur einen Gürtel von Stroh um den Leib binden. Man duldet sie weder in Städten, noch auf dem Lande auf solchem Grund und Boden, der von andern Hindus bewohnt und bebaut wird. Die Poulicheeis sind also gezwungen, in unwirthsame Wälder zu entfliehen, wo sie sich durch das Zusammenbiegen von Zweigen, oder durch kleine Obdächer von Stroh und Gräsern gegen die Beschwerden der Jahrszeiten schützen. Sie säen, oder pflanzen und ernten nicht, wie die übrigen Hindus, sondern leben von wilden Wurzeln und Früchten, oder von dem Raube, den sie aus den Gärten oder von den Feldern der letztern entwenden. Wenn sie zu sehr vom Hunger geplagt werden, so heulen sie, gleich wilden Thieren, an dem Rande der Wälder; auf welches Nothzeichen ihnen gewöhnlich wie den Affen und Geyern etwas Futter hingeworfen wird.

Digitized by Google

25.

Die Kopten.

Unter allen Menschenclassen, welche Egypten bewohnen, ist keine, welche sich für die Wißbegierde vorzüglich interessirt, als die Kopten, oder ursprünglichen Bewohner Egyptens. Diese Leute haben etwas ganz Eigenes in ihren Gesichtszügen, woran man sie vor allen andern erkennen kann. Man bemerkt nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Negern, weder in Ansehung der Physiognomie noch der Gestalt. Sie haben zwar schwarze Augen und Haare, welche letztere nicht selten ganz kraus sind, jedoch weder mehr noch weniger, als man es zufälliger Weise unter den Europäern ebenfalls wahrnimmt. Ihrer viele haben Habichtsnasen, und zeichnen sich gleich einige durch ungewöhnlich dicke Lippen aus, so ist doch dieses bey weitem nicht allgemein. Ueberhaupt findet zwischen den Gesichtszügen der neuern Kopten und jener, welche man in den Egyptischen Alterthümern wahrnimmt, eine auffallende Aehnlichkeit Statt.

Sie sehen, gleich den Arabern, ganz dunkelbraun aus, und gerade so findet man sie auch auf den Gemählden abgebildet, die man in den Grabmählern zu Theben zeigt.

Die Koptische Sprache ist für erloschen zu halten. Die genauesten Nachforschungen, die man deßhalb angestellt hat, haben dießfalls nicht den geringsten Zweifel mehr übrig gelassen. Ju-

Digitized by Google

dessen bedienen sich die Bewohner von Oberegypten nach dermahlen, jedoch ohne es zu wissen, einiger Koptischen Ausdrücke, wie z. B. des Wortes Boyúni, welches die Benennung eines gewissen Monaths ist. Dessen ungeachtet werden in den Koptischen Klöstern die Gebethe in Arabischer, die Episteln und Evangelien aber in Koptischer Sprache verlesen. Dafür ist aber auch der Priester ein wahrer Papagey, der alles dieß hersagt, ohne nur eine Sylbe vom Texte zu verstehen. Koptische Handschriften findet man noch hier und da in Klöstern.

Das Glaubenssystem dieser Leute ist der Monotheliſmus, oder die Eutychianische Irrlehre. Sie halten dafür, daß in Christo nur Eine, und zwar die göttliche, Natur sey, und daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe. Inzwischen glauben sie auch an die Transsubstantiation, und so wohl wegen dieses als einiger anderer Puncte, sind die zu Kahira befindliche Katholiken der Meinung, daß sie in Glaubenssachen näher mit ihnen verwandt wären, als die Griechen. Allein die Kopten haben noch außer dem allerley Religionsgebräuche von den Muhamedanern entlehnt, z. B. das öftere Niederfallen während des Gottesdienstes, die Gewohnheit, vermöge deren einzelne Personen öffentlich ihr Gebeth verrichten, das Waschen nach der ehelichen Beywohnung u. s. w.

Die Kopten sind verständige, scharfsinnige Leute. Man bedient sich ihrer fast allgemein als Schreiber und Rechnungsführer. Im Handel

und Wandel scharren sie viel Geld zusammen, ohne je damit groß zu thun; denn sie haben aus langwieriger Erfahrung gefunden, daß Verborgenheit auch zugleich Sicherheit ist. Sie sind zwar melancholischen Temperaments, wenn sie aber einmahl in Thätigkeit gesetzt werden, zeigen sie sich ruhig und arbeitsam. Uebrigens berauschen sie sich gern in ihren abgezogenen Wässern, und sind etwas ausschweifend in der Liebe. In Glaubenssachen zeigen die Kopten großen Eifer, und die Anzahl derer, die sich dem geistlichen Stande widmen, ist sehr beträchtlich.

26.

Die Handelsverträge der Araber.

Redlichkeit, Treue und Aufrichtigkeit sind Hauptzüge in dem Charakter der Araber; sogar die Nomadischen Stämme brechen nie ihr einmahl gegebenes Wort. Der Araber stellt keine Scheine aus, weiß nichts von Contrakten, und verlangt bey keinem Geschäfte irgend eine Art von Sicherheit. Zwey Kaufleute schließen einen Handel ab, ohne ein Wort dabey zu reden. Sie berühren sich gegenseitig die Hand, über welche ein dritter ein Tuch ausbreitet; die Berührung bestimmt den Preis, und wenn sie mit einander übereinkommen, so ist nichts in der Welt im Stande, dieß rückgängig zu machen. Wenn der Handel unter Mehrern abgeschlossen wird, so setzen sich alle in einen Kreis; hierauf gibt der

Digitized by Google

Verkäufer seinen Preis an, indem er die Hand seines Nachbars zur Rechten so oder so viel Mahl drückt; wer weniger biethet, vermindert diese Zahl von Händedrücken, oder vermehrt sie, wenn er mehr biethen will. Dieses geht nun die Reihe herum, und der Nachbar zur Linken macht das Geboth dem Kaufmanne ebenfalls durch Händedrücken bekannt; hierauf gibt sich derjenige zu erkennen, der das Geboth gethan hat; beyde Theile reichen sich die Hände, ein dritter trennt diese durch einen leichten Schlag, und nun ist der Handel so fest geschlossen, daß nichts ihn rückgängig machen kann. Bey einer solchen Abschließung des Handels entsteht weder Zank noch Streit; es wird nicht ein Wort dabey gesprochen, und doch wird das gegebene Wort unwiederruflich gehalten.

27.

Island.

Die Insel Island scheint noch jetzt gleichsam der Sitz einer mächtigen aber bösartigen Zauberinn zu seyn, und es ist kein Wunder, wenn die dortigen ältesten Sagen das Innere dieses Landes für den Cocytus angeben. Es ist ein Land, bey dessen Bildung die mächtigsten Elemente, Luft, Feuer und Wasser ihre gesammten Kräfte erprobt zu haben scheinen, um etwas Außerordentliches darzustellen, aber auch zugleich zu beweisen, wie selbst in diesem traurigen Sitze

Digitized by Google

des Schreckens und der Zerstörung die Weisheit des Schöpfers stets noch Mittel aufzusparen gewußt hat, wodurch der große Endzweck des Weltalls, das Leben, ununterbrochen angefacht und befördert würde. Islands Entdeckung oder vielmehr die Wiederauffindung dieser Insel paßt völlig zu der Seltsamkeit des Landes selbst.

Der berühmte Nordische Seeräuber Nadodde wurde, nach den ältesten historischen Monumenten (Sagen), im Jahre 861 an diese Insel verschlagen. Er nannte sie Sinoland (Schneeland). Seine Beschreibung des Landes machte den kühnen Schweden Gardas Suarfason darauf lüstern. Er besuchte Island drey Jahre nachher, und reitzte durch seine Nachrichten den größten Seefahrer seiner Landsleute, Flocke, zu einem ähnlichen Unternehmen. Der Compaß war damahls noch nicht erfunden, und Flocke erinnerte sich daher an den ältesten Schiffer Noah. Er nahm von den Feroe-Inseln drey Raben mit sich an Bord, segelte von dort gegen Norden, und ließ einen derselben fliegen. Dieser kehrte sogleich nach seiner Heimath zurück. Ein zweyter, der nun beym Weitersegeln gegen Norden ausgelassen wurde, kam bald aus völligem Mangel an Land wieder auf das Schiff; allein der dritte witterte die große Insel, und flog nordwärts nach Island. Flocke folgte dieser Weisung, und landete dort glücklich.

Wenn gleich Island seit dieser geraumen Zeit den Europäern bekannt ist, so erforderte dennoch eine genauere Untersuchung der Insel und

Digitized by Google

die daraus folgenden Aufschlüsse die helleren Kenntnisse der heutigen Naturkunde.

Der erste Anblick dieses auf anderthalb tausend Deutsche Quadratmeilen großen Landes flößt selbst dem vom unfreundlichen Norwegen dort landenden Reisenden finstere Gefühle ein. Längs den Ufern, sagt Troil, zeigen sich häufig Moräste, größten Theils aber steile, vom Feuer verglasete Felsen. Das Auge verliert sich tiefer landeinwärts in hohe, unwegsame, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge; und da, wo man nur den entblößten Boden erblickt, stoßen uns mehr als 60 Deutsche Meilen lange Strecken von aneinander hangender Lava (Hraun) auf. Oft sind diese Lavamassen durch ihre vielfachen Strömungen in mehrere Berge und großen Trümmern über einander gethürmt. Nur spärlich ruht das Auge auf einzelnen, der traurigen Natur dazwischen ängstlich abgewonnenen Wiesen und Meiereyen, oder kümmerlichen Waldungen verkrüppelter Birken und Tannen; denn sogar die Tanne, sonst die Zierde der nordischen Flora, erreicht hier kaum die dürftige Höhe von 20 Fuß, und die Birke wächst nur selten bis zu 3 Zoll im Durchmesser an.

So wie man tiefer in die Insel dringt, (denn das Innerste ist wenig benutzt, ja kaum gehörig bekannt), findet man sich fast in jeder Richtung von jenen Eisgebirgen (Jökel) beengt, den Haupturhebern der schrecklichsten Begebenheiten, welchen Island seinen traurigen Zustand verdankt.

Die

Die Dänischen Physiker theilen diese Jökel oder Gletscher hauptsächlich in drey Classen: Haa-Jökel, hohe Eisgebirge; sie finden sich überall auf der Insel; zweytens Skrid-Jökel, Eisstrecken, entstanden durch eigentliche Gletscher, durchs Herabsenken oder Stürzen des Eises von den höhern Gebirgen auf das flache Land, daher Jökel-Fall genannt; Ost-Island ist am meisten damit besetzt; endlich Grunn-Jökel, der gefrorne Boden, wird hier zu einem Eisfelde; sie sind den Eismeeren der Schweiz einiger Maßen ähnlich.

Verschiedene dieser Jökel erstrecken sich auf 15 Deutsche Meilen in die Länge; andere von geringerem Umfange erreichen dagegen eine Höhe von 6000 Fuß. Bald lassen sie ungeheure Ströme Wasser herabstürzen, bald speyen sie unermeßliche Massen feuriger Lava aus.

Ein einziges Bild eines solchen Ausbruches in den neueren Zeiten wird hinreichen, die Größe und Furchtbarkeit dieser Isländischen Eisvulkane anschaulich zu machen.

Am ersten Junius 1783 fühlte man in Ost-Island in dem westlichen Theile der Provinz Skaptaar-Fiöld, in welchem sich der Skapta-Jökel befindet, eine Erderschütterung. Einige Tage darauf brachen an dreyen Orten, besonders bey Ulfarsdal, östlich des Flusses Skapta, die Erdfeuer hervor. Sie vereinigten sich, und warfen Feuer und Flammen bis auf 34 Dänische Meilen sichtbar in die Höhe. Die ganze Atmosphäre wurde durch

Sand, Bimsstein und Asche verfinstert; und hiermit fielen auch Ballen und wie Kränze gebildete Massen von geschmolzenem Peche herab; sie vernichteten alle Vegetation. Zugleich stürzten aus den Wolken ungeheure Ströme eines salzigen Regens, die alles mit sich fortrissen. Diese Wassermasse wurde durch die Hitze jener Feuerströme in die dichtesten Dämpfe verwandelt. Die Sonne schien in Blut verwandelt zu seyn, und die ganze Natur nahm eine fremde furchtbare Gestalt an, das weit umher liegende Land wurde verheeret; das Vieh starb vor Hunger, und die entsetzten Einwohner flüchteten in die entlegensten Theile der Insel.

Am eilften Junius wurde der ganze Fluß Skapta innerhalb 24 Stunden völlig ausgetrocknet, und sein tiefes Bette reichte für die hineinstürzende Lava nicht mehr hin. Dennoch hielt dieser Fluß über 4 Deutsche Meilen in der Länge, bey einer Breite von 30 bis 100, und einer Tiefe von 40 bis 200 Klafter. Bald trat aber die Lava über diese hohen Ufer hinaus, obgleich das Flußbette hier 70 Faden hielt, stieg über alle ihr entgegen stehenden Dorfschaften verheerend hinweg, ergoß sich in mehrere Canäle, und bildete im flachen Lande, nur allein in Nordwesten, ungeheure Feuerseen, die 8 Meilen lang und 6 breit waren. Das ganze Land schien nun eine Masse geschmolzenen Metalls; alle Spuren von ehemahliger Bewohnbarkeit, Anbau und Leben waren plötzlich verschwunden; 21 Dorfschaften und Meiereyen, unter denen sich sieben Kirch-

Digitized by Google

dörfer befanden, waren gänzlich vernichtet, 34 hatten sehr beträchtlich gelitten; 220 Menschen verloren ihr Leben durch Feuer, 21 durch Wasser, und 12 Flüsse waren versiegt.

Doch diese großen Landphänomene sind nicht die einzigen; auch der benachbarte Ocean zeigt gleiche Revolutionen. Schon im Jahre 1340 brach bey einem Erdbrande auf Süd-Island Feuer aus dem Grunde des Meeres hervor, und veränderte das ganze Vorgebirge und die Inseln bey Reikanes. Dagegen verschwanden plötzlich mehrere auf Ein Mahl. Dieß Schicksal soll verschiedene der Gouvermans-Inseln betroffen haben, welche noch jetzt auf einigen ältern Karten von Island unweit Patrixfiörd im Barde Strands Syssel angezeigt liegen.

In unsern Zeiten erzeugte das Isländische Meer im Februar 1784 zwey neue Inseln. Die eine, die Neue Insel (Nye Oeve), stieg mit großem Krachen und Auswürfen von Feuer und Bimsstein, in Südwesten unweit der an der Landspitze von Guldbringe Syssel gelegenen Inselgruppen Reikanes aus dem Meere empor. Die zweyte zeigte sich weiter nördlich zwischen Island und Grönland.

Die Feyerausbrüche auf Island sind daher nicht auf den sonst so berühmten Hekla beschränkt. Dieser spielt jetzt nur eine geringe Rolle, wenn man ihn mit dem großen Katleja, mit dem Krafle, dem Huerevatte, der

Törfa, mit dem Oera und andern Jökeln oder Eisgebirgen verglelcht.

Der Hekla hält freylich unten über drey Meilen im Umfange, aber er ist nur ein niedriges Gebirge. In unsern Zeiten ist er nicht sehr thätig. Es war merkwürdig, daß man bey einigen seiner sechzehn Ausbrüche, denn so viel zählte man seit dem Jahre 1004 bis 1755, eine so ungeheure Masse Salz über das umliegende Land verbreitet fand, daß damit viele Pferde belastet werden konnten; ein Beweis seines Zusammenhanges mit dem Meere.

Der Huerevatte in Nord-Island zeichnet sich durch ein mit dem Brüllen eines Löwen ähnliches Toben aus. Es ist eine vulkanische Oeffnung auf dem Gipfel des Kiolgebirges. Die um diesen brüllenden Hügel gelegene Gegend ist im Sommer schön begraset. Sie hat drey Hauptöffnungen, und diese werfen jeden Stein, den man hineinwirft, mit heftigem Zischen wieder in die Höhe.

Der Törfa-Jökel im östlichen Islande ist für den Naturforscher ein noch merkwürdigerer Vulkan; denn selbst aus seinem Eise entspringen heiße Quellen neben einem Flusse von frischem Wasser.

Sogar die stehenden Seen, ruhige große Wasserflächen, treiben hier Dampf und Feuer hervor. Der See Myvata (Mückensee), im Hunevatns-Syssel von Nord-Island, hält drey Meilen im Umfange. In ihm liegen Inseln von schöner Vegetation, und er ernährt

eine Menge trefflicher Forellen. Sein ganzer Boden ist aber zerrissene, stets warme Lava; daher vermag auch selbst die dortige Winterkälte nichts über ihn. Aus ihren Spalten steigt ununterbrochen Dampf und oftmahls Feuer empor. Ein Erdbrand dieser seltsamen Gegend fing 1724 an, und dauerte sechs volle Jahre. Die umherliegenden Gebirge werfen oftmahls einzeln Feuer aus, und in der Nähe findet sich ein großes benutztes Schwefellager; denn auch in dieser Insel zeigen sich an mehrern Theilen, wo der untere Boden sichtbar ist, jene Hauptmaterialien aller Entzündungen, Schwefel und Eisen, unfern des Meeres.

Es war schon merkwürdig, daß die Forelle sich an das warme, sicher oft mit Gas geschwängerte Wasser gewöhnen kann; aber ein noch weit auffallenderes Phänomen zeigt ein See bey Olafsfiord im Vadle-Syssel (Nord-Island). In diesem See von frischem Wasser sind die Fische des Meerwassers gleichsam naturalisirt. Nebst den Forellen bekommen darin Schollen, Roggen und Kabeljaue trefflich, und haben völlig den Geschmack der Fische, die im süßen Wasser leben, angenommen.

Jene Feuergebirge, die Urheber der großen Veränderungen auf Island, sind indeß selbst oftmahls ihrer eigenen Unveränderlichkeit nicht einmahl gewiß. Nicht ist hier die Rede davon, daß auch sie häufig an Größe ab- und zunehmen, denn dieses hätten sie mit mehreren

andern Vulkanen gemein; nein, einige von ihnen verändern sogar durchaus ihren Wohnplatz; sie bewegen sich hin und her, verlassen ihre Heimath, und besuchen entfernte Gebirge und flache Gegenden. Die in dieser Hinsicht merkwürdigen Eisberge finden sich, nach den vollgültigsten Beobachtungen der Dänischen Naturforscher, in Ost-Island. Sie heissen gewöhnlich die Skideraa-Jökel; ihr rechter Nahme aber ist Fall-Jökel, theils weil sie durch den Einsturz anderer Gletscher entstanden sind, theils weil sie sich jährlich vor- und rückwärts bewegen.

Ein solcher Berg, oder vielmehr Hügel, hält etwa achtzehn Fuß lothrechte Höhe, und ist oben mit keiner Spitze versehen. Von Farbe ist er überall schwarz; er scheint nur aus über einander gethürmten Klippen von Lava zusammen gesetzt zu seyn. Größten Theils besteht er indeß aus Eisstücken, welche mit hohen Klippen von Feldsteinen an einander gefroren sind. In den Zwischenräumen findet man Sand, Asche und Bimsstein. Der südliche Skideraa-Jökel ist vier Meilen lang und drey breit. Dieser warf bis jetzt (1755) nie Feuer aus, wohl aber Wasser mit Funken begleitet, und hierbey rückte er, als selbst auf dem Wasser treibend, vor- und rückwärts. Dieser Jökel steht auf dem flachen Lande, und ist nicht sehr hoch über dem Meere erhaben; vielleicht hat er im Innern Verbindung mit demselben. So oft einige der benachbarten Eisberge ent-

Digitized by Google

brannten, gerieth der Skideraa-Jökel in Bewegung. Mit größtem Schrecken sahen die Isländer bey dem heftigen Brande 1727 den Fall-Jökel, wie Meereswellen hin- und hertreiben, und aus dessen Fuße große und kleine Ströme entspringen. Den ganzen Sommer hindurch durfte es niemand wagen, über den Skideraa-Jökel zu reisen; denn oftmahls entsprang unvermuthet ein solcher Strom, und überschwemmte das Land. Tiefer im Lande liegen die mit süßem Wasser angefüllten Seen Grimsvaum; sie stehen mit dem Skideraa-Jökel in Verbindung, und wenn dieser brennt, speyen auch sie Feuer und Asche aus dem Wasser hervor.

Dieser heißen Quellen, Bäder und springenden Gewässer findet sich eine kaum zählbare Menge auf Island. Oftmahls sind ihrer mehrere bey einzelnen Meiereyen, und der Landmann bedient sich ihrer so wohl zum Kochen der Speisen, als zur Gesundheit. In diesem Lande der ärmern Natur, sagt Troil, wo der Liebhaber seine Geliebte nicht mit schönfarbigen Blumen zu bekränzen vermag, biethen ihm die natürlichen Bäde eine Gelegenheit dar; seine Liebe auf eine völlig neue Art auszudrücken. Er reinigt und putzt ein solches Bad für seine Schöne, wenn er weiß, daß es zu einer bestimmten Stunde von ihr werde besucht werden.

Das größte und merkwürdigste Schauspiel unter diesen springenden Gewässern gewährt

aber unstreitig der Geyser, unweit der bischöflichen Stadt Skalhold in Süd-Island. Die Gegend um diesen großen Wasserspring ist selbst äußerst romantisch. Man denke sich ein großes Feld, an der einen Seite mit hohen Gebirgen umgeben, deren Gipfel mit Eis bedeckt sind. An der entgegengesetzten Seite zeigen sich die dreyfachen Spitzen des dampfenden Hekla, während daß das Auge in anderer Richtung hier auf einer Reihe hoher Felsen ruht, an deren Fuße heiße Quellen einzeln hervorschießen, dort aber auf einer sumpfigen Ebene, auf welcher gegen fünfzig solcher kochenden Wasserstrahlen ihre Dämpfe bis zu einer erstaunlichen Höhe emportreiben.

In der Mitte dieser Scenen zeigt sich, gleich ihrem Oberhaupte, der Geyser, eine Springquelle, welche durch ihre Phänomene die künstlichen Fontainen von Cassel, Marly oder Herrenhausen weit übertrifft.

Schon in einer großen Entfernung hört man ein lautes Toben von Wasser, wie das Rauschen einer von hohen Felsen herabstürzenden Cascade. Ein rundliches Becken, das nach Einigen sechzig, nach Andern neunzig Fuß im Durchmesser hat, ist durch die Incrustation des Wassers mit einem neun Fuß hohen Rande eingefaßt. Die Tiefe des Wassers in diesem Becken ist veränderlich. Olaffen fand sie zwey und siebzig Fuß. Hat es sich durch das aus dem Innern hervorquellende Gewässer ge-

füllet, oder reißt man den Sprudel nur durch hineingeworfene Materien, z. B. durch Steine, so lassen sich dumpfe, einer abgefeuerten Kanone ähnliche Schläge hören. Der letzte Schlag ist außerordentlich stark. Der Grund bebt davon, und die ganze umliegende Gegend wird erschüttert. Gleich darauf wird ein dicker Strahl von kochendem Wasser zu einer erstaunlichen Höhe hervorgetrieben. Troil fand die größte Höhe desselben nur zwey und neunzig Fuß; die Dänischen Naturforscher setzen sie aber gar auf siebzig Faden. Diese mächtigen Wasserschüsse wiederhohlen sich schnell; oft schießen in zehn Minuten zwey hundert derselben in die Luft. Beträchtliche Steine, welche man hineinwirft, werden mit der größten Gewalt in die Höhe geschäudert. Beym Sonnenscheine erblickt man hier die schönsten Regenbogen, und wenn sich der Zuschauer mit dem Rücken gegen die Sonne wendet, so bilden die Dünste um den Schatten des Kopfes jedes Einzelnen doppelte Kreise mit den Farben des Regenbogens.

So zeigt sich denn Island wie in einem dauernden Zustande großer Revolutionen. Sein Inneres, stets in Gährung, erlaubt selbst den dichtesten Theilen der Erdkruste kaum einige Sicherheit; sogar der Boden des umgebenden Meeres äußert diesen Trieb nach Veränderung und Umsturz.

Auch das Klima entspricht dem völlig. Häufige Meteore und Orkane, einzelne Wir-

belwinde, plötzlicher Uebergang zur heftigsten Kälte durch Annäherung des Treibeises, machen jetzt den Anbau äußerst mißlich. Vormahls herrschte indeß dort mehr Sicherheit; es war ein bestimmtes Klima, größere Ruhe, und eine der natürlichen Lage angemessene Vegetation. Dieß beweisen die beträchtlichen Ueberbleibsel sehr ansehnlicher Waldungen unwiderleglich. Mehrere ältere Nachrichten gedenken der beträchtlichen Waldungen Islands, und die Ueberbleibsel davon finden sich auch noch jetzt unter dem Nahmen des so nützlichen Suturbrandur. Dieses so genannte Isländische Ebenholz (Ebenum fossile) findet man in großen Lagern und sehr langen Stücken unter der Erde, über sehr viele Theile besonders des westlichen Islandes verbreitet. Aber man stößt auch auf Suturbrand mitten in den Laven und in umgestürzten Felsen. Aus seinen Fasern, Mark und Knoten ergibt sich deutlich, daß es mehreren Holzarten angehörte; auch zeigen sich mehrere Nüanzen der Farbe. Es läßt sich noch hobeln, schön poliren, ist dabey, wie Steinkohlen, mit mineralischen Säften durchdrungen, und dient gleichfalls zum Brennmaterial. Da, wo es dieß minder ist, kommt es dem Bauholze näher.

Unstreitig haben gerade diese gewaltsamen Zerrüttungen das dortige physikalische Klima selbst umgewandelt, und beträchtlich verschlimmert. Denn noch jetzt sind es vorzüglich die Orkane und ähnliche Wirbelwinde, welche die

Digitized by Google

oftmahls versuchte Anpflanzung des Holzes plötzlich vernichten.

Unsere Kornarten gerathen dort nicht, und daher ist eigentlicher Ackerbau nirgend. Kartoffeln hat man mit etwas besserm Glücke angebauet. Das Sandschilf (Arundo Arenaria L.) ließ der Schöpfer in mehreren Theilen Islands, besonders im östlichen, so gedeihen, daß man es dort als eine schätzbare Gabe der Vorsicht ansieht, und daraus mehrere Arten eßbarer Producte bereitet. Nachdem es durch Feuer gedörret, sodann gesichtet und gereiniget ist, gibt es ein grauliches Mehl, das bald in Kuchen (Fladbröd), bald in Grütze verwandelt, oder als Teig mit sauern Molken unter dem Nahmen Tisma verspeiset wird. Es ist aber der Mensch nicht nur so trefflich eingerichtet, daß er in dem dürftigsten Lande mit noch ärmlichern Naturproducten vorlieb nimmt, sondern es scheint eine für das Fortkommen unseres Geschlechts höchst weise Einrichtung zu seyn, daß Naturproducte, welche in den reichen Weltgegenden widerstehend, ja schädlich sind, in den nördlichsten vieles von ihrer Annehmlichkeit verlieren, und eine genießbarere Natur annehmen. Die Wurzel der Natterwurz (Polygonum Bistorta L.) ist bey uns adstringirend, von einem zusammenziehenden Geschmacke; sie gibt sogar mit Eisenvitriol eine Tinte, und wird höchstens als ein zusammenziehendes Arzneymittel gebraucht. In den nördlichsten Gegenden, z. B. Sibi-

Digitized by Google

rien, Kamtschatka, verliert sie hingegen, nach Gmelins und Stellers Zeugnissen, diese Widrigkeit; sie wird angenehm und den Haselnüssen ähnlich. Daher suchen die Einwohner dieser unfruchtbaren Gegenden sie den Feldmäusen, welche diese Wurzeln zu ihrem Wintervorrathe in eigenen Wohnungen zu Haufen zusammen schleppen, wieder abzunehmen, um sie als Nahrungsmittel zu gebrauchen. Auch in Island gewährt die Wurzel dieser Pflanzen ein eßbares Product. Man trocknet sie an der Luft, zermalmt sie, und bereitet daraus nicht nur schmackhafte Gerichte, sondern auch ein zwar schwärzliches aber gesundes Brot.

Außer mehreren eßbaren Kräutern, welche theils gekocht, theils als Salata genossen werden, hat aber die versorgende Natur dem Isländer verschiedene Arten sehr substanzreicher, wenn gleich nicht sehr wohlschmeckender Nahrungsmittel reichlich angewiesen. Diese bestehen in verschiedenen Arten der Mooſe, unter denen das so genannte Isländische Moos (Lichen Islandicus L.) den ersten Platz einnimmt. Man nennt es dort Felsengras (Fiälde-Gras), und hält davon eine wirkliche Ernte, die aber, da es drey Jahre zu seinem völligen Wuchse bedarf, nur dreyjährig fällt. Es wird bey regnigem Wetter gesammelt. Die Isländer verwandeln dieſes Moos in Grütze, welche in Milch mit Wasser vermischt, zu einem höchst nahrhaften

Gal-

Gallerte gekocht wird, wodurch selbst der arbeitenden Menschenclasse die Kräfte schnell ersetzt werden. Hin und wieder backt man es auch mit etwas Mehl versetzt, zu einem eßbaren Brote aus. In West-Island ist eine besonders vorzügliche Abart von diesem Nahrungsmittel unter dem Nahmen Mundagras bekannt; es übertrifft die gewöhnliche an Geschmack.

Die wenigen von der zerstörenden Kraft der Elemente verschonten Theilen der Insel benutzt der Einwohner durch die Grasung für sein Hausvieh. Und hierin hat die Natur sich nicht kärglich gegen ihn bewiesen. Die Schafzucht ist beträchtlich. Vor den Epidemien, welche in den Jahren 1740 bis 1750 unter den dortigen Herden wütheten, war es nicht ungewöhnlich, einzelne Hauswirthe zu sehen, welche Herren von 1000 oder gar 1200 Schafen waren. Man läßt sich aber auch die Ernährung dieser Thiere sehr angelegen seyn, und benutzt zu ihrem Unterhalte selbst die unzugänglichsten Gegenden. Als Olaffen und Povelsen 1753 die kleine, wegen ihres reichen Vogelfangs berühmte Insel Gierholm im westlichen Islande besuchten, wunderten sie sich mit Recht, wie die Einwohner die Lämmer, welche dort im Winter grasen, an Seilen zu den steilsten Orten auf- und abließen; indeß begnügen sich die Schafe auf Island oftmahls auch mit Seegewächsen.

Wenn die Isländischen Schafe des Nachts auf der Weide bleiben, so suchen sie eine der vielen unterirdischen Höhlen zu ihrer Lagerstätte zu benutzen; hierbey nehmen stets die jungen Lämmer die innersten, die alten Schafe und Widder hingegen die äußersten, kältesten und unsichersten Plätze ein.

Island hat keine wilden Schafe, wie man oft vorgegeben hat; allein die dortigen Schafe zeichnen sich nicht selten durch vielfache Hörner aus. Vier oder fünf Hörner sind bey Ihnen nichts Ungewöhnliches. Die Wolle ist zwar spröde, aber dennoch sehr brauchbar. Ein gutes Schaf gibt gegen 4 Pfund Wolle, und öfters gegen 6 Quartier Milch, die zu Butter und Käse verbraucht wird.

Werden Herden von starken Schneeschauern plötzlich überfallen, dann treten sie gewöhnlich so fort in eine Kreisfläche enge zusammen, und richten dabey die Köpfe gegen den Mittelpunct. In diesem Zustande findet man sie zuweilen mit einer fußhohen Schneelage völlig bedeckt. Es hat sich ereignet, daß bey Verspätung der Herren im Aufsuchen der Schafe, letztere, durch Hunger gezwungen, sich einander die Wolle abnagten, und dadurch hinstarben.

Auch das Hornvieh der Insel ist nicht schlecht. Es gibt sehr gute Milch, und es ist merkwürdig, daß diese noch reichlicher fließt, wenn man in dürftigen Zeiten sich genöthiget findet, die Kühe mit den Ueberbleibseln von Fischen, einem Futter, wornach sie begierig

sind, zu ernähren. Die Milch nimmt freylich hiernach einen etwas fremden Geschmack an.

Unter den übrigen Hausthieren zeichnet sich das Pferd, obgleich nur klein, wegen seiner Lebhaftigkeit, Ausdauer und Klugheit sehr aus. Dieß beweisen besonders diejenigen Pferde, welche man in Ost-Island Vatna-Hestar nennt, und die man zur Untersuchung der veränderlichen Furthen in den Strömen gebraucht. Gerathen sie hierbey in Triebsand, so werfen sie sich so fort auf die Kniee, damit sie nicht versinken, sondern vom Wasser getragen werden. Schwimmen sie aber über einen reissenden Strom, dann legen sie sich auf die Seite, den Rücken gegen den Strom gekehrt, der dann unter ihrem Bauche fortgleitet, damit sie desto kräftiger mit den Füßen gegen den Strom arbeiten können. Entdecken sie Grund in dem Strom, so nehmen sie einen großen Satz aufwärts und vorwärts, um desto mehr Grund zu gewinnen; fühlen sie aber, daß der Grund unsicher ist, dann kehren sie wieder um, und suchen einen andern Weg, wobey denn der Reiter das Pferd sich selbst muß berathen lassen.

Es war allerdings zu bewundern, daß Island bis jetzt keine Rennthiere hegte, da die nördlichsten Theile beyder Welten, zwischen welchen es gelegen ist, besonders das so nahe Amerika (Grönland) damit versehen sind. Wahrscheinlich ging diese Thierart bey einer der großen Katastrophen, deren Island so viel er-

litte, einmahl gänzlich unter. Jetzt hat man diese dem Polarmenschen so nützliche Thierart von Dänemark aus wieder hinüber gepflanzt. Im Jahre 1770 wurden von Norwegen aus dreyzehn Rennthiere dorthin gebracht. Zehn derselben kamen aus zu weniger Sorgfalt auf der Reise um; allein die drey übrigen pflanzten sich auf Island sehr gut fort; sie mußten auch leicht in einem Lande gedeihen, welches bey einem ihnen angemessenen Klima ihre Hauptnahrung, das Rennthiermoos, so reichlich erzeugt.

Island hat, gleich mehreren Theilen des hohen Nordens, zwey verschiedene Arten von Füchsen, den weißen (Canis Lagopus L.) und den braunrothen. Die weißen sind wegen ihrer besondern Schlauigkeit berühmt. Sie haben die Gewohnheit, sich rückwärts unter das wilde Geflügel zu schleichen, und um die Vögel zu täuschen, so halten sie dabey stets den weißen starken Schweif aufrecht. Unter den weißen Füchsen gibt es eine Spielart, welche sich auch von Vegetabilien ernährt, und deßhalb Grasfüchse (Gras-Tosur) genannt werden.

Reich ist Island an nützlichem wilden Geflügel. Besonders gewähren die Wasservögel den Einwohnern vielfache Vortheile. Der Eidervogel, der Seepapagey und einige andere bringen durch ihre trefflichen Daunen reichen Gewinn; und die Isländischen Falken waren seit langen Zeiten berühmt. Die eingefangenen

Falken werden im Sommer von den Einwohnern nach Besseſtedt (in Guldbrigs-Süſſel) gebracht. Die dortigen königlichen Däniſchen Falkenierer unterſuchen ſie genau, und zahlen, je nachdem ſie dieſelben ſchön finden, für die von reinſter Weiße 17 Reichsthaler; für die ſchlechten 10, und nur 7 für die gewöhnliche braunere Spielart. Alle drey Arten ſind nähmlich nur Varietäten einer einzigen Art des Isländiſchen Falken (Falco Islandicus L.). Dieſer Handel bringt der Inſel jährlich gegen 3000 Thaler.

Das Isländiſche Meer iſt unermeßlich reich an Seethieren aller Art, und gewährt daher dem Isländer die Hauptquelle ſeiner Nahrung und ſeines Verkehrs. Vielleicht kann, wie man behauptet, die größere Salzigkeit dieſes Meeres Antheil daran haben.

Von den größeren Seethieren finden ſich hier die meiſten Wallfiſcharten, das Wallroß, mehrere Arten von Seehunden und Hayen. Auch ſind hier viele Arten der Weißfiſche (Gadus, Kabeljau), mehrere Lachs-, Häring-, Schollen-, Roggenarten, und die Flüſſe haben Aale, Forellen und kleinere Flußfiſche.

So wild und zerſtört Island alſo auch wirklich iſt, ſo hat die Natur ſeine Einwohner auf die beſte Weiſe in Schutz zu nehmen gewußt.

Freylich ſieht man dem Isländer ſein Klima einiger Maßen an. Bekanntlich ſind die heutigen Einwohner mehrartigen Urſprungs:

Digitized by Google

Schweden, Norweger, Dänen und Britten (Schottländer). Ihr Körperbau, obgleich in den verschiedenen Theilen der Insel selbst verschieden, ist von Größe mittelmäßig und gedrungen, jedoch nicht vorzüglich stark. Das andere Geschlecht zeichnet sich aber nicht durch Schönheit aus.

Die Lebensart der Isländer ist, zum Theil aus Nothdurft sehr einfach. Ihr Getränk besteht vorzüglich in Molken oder Wasser; dennoch werden sie nicht sehr alt; höchst selten sieht man Greise von 70 Jahren. Indeß ist der ganzen so gemischten Nachkommenschaft ein Ernst, ja zum Theile eine Art von Unfreundlichkeit, die an Niedergeschlagenheit grenzt, von ihrem Himmel und Boden eingedrückt; eine Geistesstimmung, die dem Reisenden auffällt.

An Talenten fehlt es den Isländern auf keine Weise. Sie sind sehr geschickte, selbst tapfere Seeleute, und machten von ihrer Insel aus mehrere Entdeckungen. Der Isländer Eyrek Rauda entdeckte im Jahre 932 Grönland; und einen andern Theil von Amerika 1001 die beyden Isländer Herjulfson und Erichson. Auch hat Island vorzügliche Gelehrte in jedem Fache geliefert. Besondere Vorliebe hegen aber die Isländer für das Studium der alten einheimischen Geschichte. Wer kennt wohl nicht die Edda und ihren (angeblichen?) Urheber Snorro Sturleson? Sie bleibt stets, selbst als Mythologie, dem Geschichtforscher ehrwürdig. Auch waren viele der übrigen Geschichtschreiber und

Digitized by Google

Verfasser ihrer zum Theil gedruckten Sagen, eben wie Sturleson, selbst sehr gute Dichter. Sogar der geringere Mann äußert im Allgemeinen diesen Hang zur vaterländischen Geschichte. Er ist gut darin bewandert, und sie dient ihm zu seinen Abendunterhaltungen. Dahin rechnen die Isländer denn gleichfalls ganz vorzüglich das Schachspiel. Es ist dort sehr alt, und wer weiß, ob dadurch nicht die Idee, dieses sinnreiche Spiel aus Indien herleiten zu wollen, geschwächt würde?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z174588809

Digitized by Google